Die Chriſtliche Welt

Evangeliſches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenzehnter Jahrgang

Nr. 7 — Marburg i. H., den 12. Februar — 1903

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Poſtämter und Buchhandlungen — Poſt=Zeitungsliſte 1650 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergeſpaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inſerats nach Nonpareille=Zeilen); Familienanzeigen, Stellengeſuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Lutherworte — Ein Irrweg — Kann die Kirche wahrhaft weitherzig und tolerant ſein? — Das Halberſtädter Reformationsfeſtſpiel — Mit Gunſt. Nebſt Erwiderung — Kinderfragen. Wider den Nürnberger Trichter in Nr. 2. Mit Nachwort des Herausgebers — Verſchiedenes: Altes und Neues von Björnſon; Geſchichte der kirchlichen Kunſt (Bürkner); Geſangbuchskunſt; John Ruskin und die Freude (Weichelt); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Lutherworte

Wohlan, wir wollen an den rechten Grund und ſagen, daß uns dieſe Moſiſchen Propheten ſollen unverworren laſſen mit Moſe. Wir wollen Moſen weder ſehen noch hören. . . . Ich rede jetzt als ein Chriſt und für Chriſten. Denn Moſe iſt allein dem jüdiſchen Volke gegeben und geht uns Heiden und Chriſten nichts an. Wir haben unſer Evangelion und Neues Teſtament.

Warum hält und lehret man denn die zehen Gebot? Antwort: darum daß die natürlichen Geſetze nirgend ſo fein und ordentlich ſind verfaſſet als in Moſe.

Wider die himmliſchen Propheten von den Bildern und Sakrament. 1525

Ein Irrweg

Joh. 8,36

Wo iſt die Wahrheit, die da frei macht? Horch! Da klingt ein frohes Wort allen gebundenen Seelen. Erlöſung verheißt es dem, der ihm glaubt. Vor zweieinhalb tauſend Jahren ward es zuerſt geſprochen in einem Lande, da die heiße Sonne die Menſchen müde macht. „Alles Leben iſt Leid, und alles Leid kommt vom Leben. Wer frei ſein will vom Leid, der löſche den großen Durſt nach Leben. Dann iſt er frei. Und der Weg zur Erlöſung? Das iſt — die Sünde, die Mutter des Leides, töten und das Gute, den Weg zum Frieden, thun." — Iſt es das, was unſere Seele ſucht? Oder iſt uns der ganze Ausgangspunkt der Gedanken, ſowie Ziel und Weg zuwider? Ja: die Sünde iſt uns noch mehr als des Leides Mutter, und das Gute iſt uns noch mehr als des Leides Grab. Wir haſſen jene, weil ſie uns gemein macht vor Gott und unſerm Gewiſſen; wir ſuchen dieſes, weil wir in ihm die Luft ahnen, darin unſere Bruſt frei atmen kann als in ihrem Element. Wir haſſen und ſuchen ohne Rückſicht auf die Folgen, nur im Blick auf den eigentlichen Wert beider Zuſtände vor Gott und für unſere Seele.

Völlig fremd ſtehen wir vor dem angegebenen Weg. Und wenn wir das Rätſel zergliedern, dann finden wir: hier iſt Alles zu kahl und zu matt gedacht. Es ſind Gedanken und kein Leben. Ob ſolche Gedanken ein Licht ſind, das uns den Weg zeigt, wenn Leid und Luſt den Sinn umnebeln? Ob mehr als die paar armen Geiſter, die zum anſchauungsloſen Denken verurteilt ſind, ſich von ſolchen Gedanken beſtimmen laſſen? Und auch ſie haben Stunden, wo das Rad der Gedanken nicht packend eingreifen kann in das Getriebe der von Leidenſchaft verwirrten Seele. Schließlich bleibt in jedem Menſchengeiſt das Erſte auch das Mächtigſte, nämlich die Anſchauung. Und es wird ſich immer an ihr leichter als an kahlen Gedanken entzünden, was wir brauchen, heilige Luſt und hohe Begeiſterung. Dieſe allein werfen alte Welten und den alten Menſchen über den Haufen.

Wir ſchmachten überdrüſſig des Ziſternenwaſſers nach lebendigem Waſſer. Wir ſehnen uns nach einem Manne, der uns die leuchtende Anſchauung eines Lebens in der Freiheit gewährt. Statt in einer Regel uns ein neues Joch aufzulegen, müßte er unſere Lieb und Luſt gewinnen und unſere Seele verſchmelzen mit ſeiner Seele, daß wir, willig in ſeiner Nachfolge, die Freiheit gewännen. Wo iſt der, der uns in ſeinen Bannkreis zwingt und von uns befreit? Der ſich uns nicht als Geſetz auflegt, ſondern eine unerſchöpfliche Fülle des reichſten Seelenlebens zum Ein= und Nachleben bietet? So euch der Sohn frei macht, ſeid ihr recht frei.

Niebergall

Kann die Kirche wahrhaft weitherzig und tolerant ſein?

Die Frage, die ich zu unterſuchen wünſche: Kann die Kirche wahrhaft weitherzig und tolerant ſein? wird befremden. So ſelbverſtändlich ſcheint es uns freiſinnigen Chriſten, ſie zu bejahen. Denn was wir, im Intereſſe der chriſtlichen Frömmigkeit, an erſter Stelle erſtreben, das iſt ja — nicht eine neue Glaubenslehre, ſondern eine weitherzige Kirche; will ſagen, eine Kirche, die nicht nur tolerant wäre gegen die Andersgläubigen, ſondern auch bei ihren Angehörigen das Recht der perſönlichen Ueberzeugung achtete und ihren Dienern die geſchichtliche Forſchung und die davon abhängige Darſtellung der Lehre freigäbe. „Wäre nun eine ſolche Kirche unmöglich, ſo müßten wir auf ſie verzichten und die Dinge gehen laſſen, wie ſie gehen. Denn das Unmögliche zu wollen, iſt thöricht . . ." Ja, dieſe Einwendung liegt nahe. Aber die aufgeworfene Frage iſt damit nicht gelöſt. Denn unſer Wollen, Wünſchen und Streben beweiſt Nichts, wenn ſich nachweiſen läßt, daß die von allem Glaubenszwang abſehende Kirche unmöglich und deshalb alle auf ſie verwendete Arbeit verlorene Liebesmühe iſt. Und das iſt, um es nur gleich zu ſagen, meine perſönliche Ueberzeugung. Eine die geſchichtliche Forſchung, den Glauben und die Gewiſſen frei gebende Kirche hat es nie gegeben und wird es nie geben. Beides zu zeigen, ſei meine Aufgabe, woran ſich die Frage: wie etwa auf anderem Wege zu helfen ſei, anſchließen mag.

1

Mit dem ersten Teil meiner Aufgabe, nachzuweisen, daß es eine im vorgenannten Sinne wahrhaft weitherzige Kirche nie gegeben hat, kann ich mirs leicht machen. Denn da ist nur an Allbekanntes zu erinnern. Die römische — oder, wie man irrtümlicher Weise zu sagen pflegt, die katholische Kirche war vom Anfang ihres Bestehens an engherzig und intolerant. Sie betrachtete es als ihre Hauptaufgabe, die Lehre, den Kultus und die Verfassung gesetzgeberisch zu normieren und die Andersgläubigen auszuschließen und zu verdammen. Dafür genügte die geringste Opposition gegen ihre Machtsprüche. Ist doch heute noch die wichtigste Glaubenslehre dieser Kirche die von sich selbst, von ihrer für das Heil der Welt einzigartigen Bedeutung. Wer die Kirche, heißt es schon im dritten Jahrhundert, nicht zur Mutter hat und sie nicht durch unbedingten Gehorsam ehrt, der hat Gott nicht zum Vater; wer aber Gott nicht zum Vater hat, ist kein Christ und daher nicht in der christlichen Gemeinschaft zu dulden. Die Logik dieser Lehre von der Kirche führte aber bald weiter. Ist Auflehnung wider die Kirche eine Auflehnung wider Gott, so muß, wer sich ihrer schuldig macht, als ein Feind Gottes angesehen und, wenn er darin beharrt, an Leib und Leben gestraft werden. Und auch dies folgerichtig. Denn wird Auflehnung gegen den irdischen Herrscher — in unseren Tagen sogar manch unbesonnenes Wort — als Majestätsbeleidigung bestraft: wieviel mehr verdient die Auflehnung wider den König aller Könige als eine Beleidigung der himmlischen Majestät geahndet zu werden!

Ein paar scharfsinnige Kasuisten haben übrigens die Intoleranz der Kirche und ihre härtesten Maßregeln gegen die Häretiker noch auf andere Weise zu rechtfertigen gewußt, indem sie zu zeigen suchten, daß auch das Liebegebot Jesu dazu verpflichte. „Man rettet“, sagt einer, „aus barmherziger Liebe den Selbstmörder; man zieht ihn wider seinen Willen und, wenns nicht anders geht, unter Anwendung von Gewalt aus dem Wasser, um ihn vor dem Tode des Leibes zu behüten; wieviel mehr muß man auf dieselbe Weise diejenigen zu retten suchen, die dem ewigen Tode, dem Verderben ihrer unsterblichen Seele, anheimzufallen in Gefahr sind!“

Die katholische Kirche verfügt also, wie man sieht, über eine zweifache Rechtfertigung ihrer Intoleranz. Ja, es giebt noch eine dritte, für die man sich gleichfalls auf ein Wort Jesu glaubte berufen zu können. „Aergert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir! denn es ist besser, daß eins deiner Glieder verderbe, als daß der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.“ Wie deshalb der Arzt verständig handelt, wenn er ein brandiges Glied, im Interesse der noch gesunden Glieder, operativ beseitigt, so auch die Kirche, wenn sie die Ketzer, von denen Ansteckung der Gläubigen zu befürchten ist, mit Stumpf und Stiel ausrottet. Im Mittelalter ist wohl am häufigsten nach diesem Grundsatz verfahren worden.

Man hat gesagt: aber diese Intoleranz der römischen Kirche existiert nur noch in der Theorie; denn ihre Praxis hält sich davon frei. Zudringliche Bekehrungsversuche, insbesondere am Krankenbett, kommen noch vor, aber über gewaltthätige ist nicht mehr zu klagen, und so ist die Intoleranz der römischen Kirche gegen die Andersgläubigen von diesen nicht mehr, wie ehedem, zu fürchten. Nun, das ist wahr. Verbrannt werden die Ketzer heute nicht mehr, um sie entweder wegen ihrer Auflehnung wider die Kirche zu strafen, oder aus christlicher Nächstenliebe zu retten. Aber was in dieser Hinsicht besser geworden ist, das verdanken wir nicht der Kirche, sondern der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts und dem modernen Rechtsstaat, der die rohesten Ausbrüche der religiösen Intoleranz nicht mehr duldet. Doch sollte man es nicht gering achten, daß die Kirche als solche von ihrem angeblichen Recht zur Intoleranz und von dessen Begründung bisher kein Jota nachgelassen, vielmehr bis auf diesen Tag sich öfters dazu bekannt und die von allen Gebildeten gestellte Forderung der Toleranz für einen fluchwürdigen Irrtum erklärt hat. Wer bürgt uns dafür, daß die Theorie nicht wieder zur Praxis würde, wenn das äußere Hindernis, sich in sie umzusetzen, hinwegfiele? Thatsache ist doch, daß das Verhalten der römischen Kirche ein nach Ort und Zeit verschiedenes ist, ein anderes, wo ihre Angehörigen die Majorität, ein anderes, wo sie die Minorität bilden, ein anderes in Deutschland und England, ein anderes in Südamerika und auf Madagaskar. Und Thatsache ist auch, daß die römische Kirche ihre Intoleranz überall soweit geltend macht, wie sie es, ohne gegen das staatliche Gesetz zu verstoßen, vermag. Statt vieler Beweise, die ich dafür beibringen könnte, will ich nur eines Falles gedenken, den ich an Ort und Stelle miterlebt habe. Es war in Nierstein am Rhein. Die protestantische Frau eines katholischen Tagelöhners hatte Zwillinge geboren, die sofort nach katholischem Ritus getauft wurden. Die Mutter und die Kinder starben bald nachher an demselben Tag. Der arme Vater wünschte — schon um sich die Mehrkosten zu ersparen — die Verstorbenen in einem Grab zu bestatten. Aber der katholische Ortsgeistliche widersetzte sich dem. Die Leichen der Kinder fanden Aufnahme in „geweihter Erde“, die Leiche der Mutter wurde den Ketzern und ihrem Friedhof überlassen. Gern bemerke ich dazu, daß dies intolerante Verhalten ihres Pfarrers auch von den katholischen Christen des Ortes beklagt und getadelt wurde. Die guten Leute übersahen freilich, daß es sich aus der Prätension ihrer Kirche mit Notwendigkeit ergiebt. Mich aber konnte auch dies nicht befremden; denn ich hatte kurz vorher bemerkt, daß es sogar den hochgebildeten Parisern am Verständnis dafür fehlt. Es war bei Gelegenheit des furchtbaren Brandunglückes in der französischen Hauptstadt. Man war entrüstet über die Intoleranz des Dominikaners Olivier, der die offizielle Leichenfeier hielt, und sehr erbaut von der milden und weitherzigen Rede eines reformierten Predigers, der dessen gar nicht gedachte, daß die Opfer der Katastrophe — bis auf vier Schweizerinnen — katholische Christen waren: aber nicht ein liberales Blatt wußte sich den Unterschied aus der Verschiedenheit des katholischen und evangelischen Standpunktes zu erklären.

2

Wenn aber, wird man vielleicht sagen, der Unterschied daraus zu erklären ist, so ist ja wohl die evangelische Kirche als solche weitherzig, und die eingangs aufgestellte Behauptung, daß eine wahrhaft weitherzige Kirche unmöglich sei, scheint damit widerlegt. Ja, so scheint es allerdings, aber in Wirklichkeit liegt die Sache anders. Der freisinnige evangelische Prediger wird immer weitherzig und tolerant sein und kann sich dafür auf das Wesen des Protestantismus berufen, der begrifflich und geschichtlich ein Protest gegen religiöse Intoleranz ist. Aber einmal ist der einzelne Prediger nicht — die Kirche, und zum andern ist auch der Protestantismus nicht gleichbedeutend mit den nach ihm benannten kirchlichen Gemeinschaften, so gewiß noch keine von diesen die sich aus dem Wesen des Protestantismus ergebende Konsequenz der vollen Glaubens- und Gewissensfreiheit praktisch gezogen hat. Der Wahrheit die Ehre: auch unsre Reformatoren haben das nicht gethan. Der Papstkirche gegenüber beriefen sie sich auf die „Freiheit des Christenmenschen“, aber innerhalb der von ihnen gegründeten Kirchen wollten sie nichts davon wissen.*) Sie hielten es sogar für angezeigt, sich gegen den Vorwurf, daß sie den Glauben freigäben, zu verwahren. Die Wiedertäufer und andere Sekten wurden verfolgt. Michael Servet wurde in Genf wegen seines Zweifels an der kirchlichen Dreieinigkeitslehre verbrannt, und im Johanneum zu Dresden ist noch das Richtschwert zu sehen, womit der sächsische Kanzler Krell wegen seines angeblichen Abfalles vom reinen Luthertum enthauptet wurde. Es trägt die bedeutsame Inschrift: „Hüte dich, Calvinist“. Allbekannt ist, daß sich die Lutheraner und Reformierten fast zweihundert Jahre lang ebenso feindlich gegenüberstanden wie die Einen und Anderen den Katholiken, und daß dies allermeist zum Wiederer-

*) Der Herausgeber kann leider nicht widersprechen. Immerhin liegt die Frage verwickelter, als daß sie mit obigen Sätzen abgethan wäre, und die einzelnen Reformatoren unterscheiden sich in ihrer Haltung. Die Sache interessiert unsre Leser, besonders die „Laien“ unter ihnen: möchten sie nicht versäumen sich geschichtliche Belehrung zu holen aus dem Schriftchen von Walter Köhler: Reformation und Ketzerprozeß. Tübingen, Mohr 1901. 48 S.

starken der römischen Kirche beigetragen hat. Nach aller Wahrscheinlichkeit hätte der dreißigjährige Krieg einen andern Verlauf genommen, wenn sich die Lutheraner mit den Reformierten hätten vertragen mögen. Weder jene noch diese waren tolerant.

Auch hier liegt es nahe, zu sagen: Das sind alte Geschichten, die sich zum Glück nicht wiederholen können. Zugestanden, daß die evangelische Kirche zeitweise ebenso intolerant gegen die Andersgläubigen war, wie die katholische: heut ist sie tolerant, wie sich aus der Thatsache ergiebt, daß die verschiedensten Sekten: die Herrnhuter, die Irvingianer, die Baptisten u. s. w. in der evangelischen Kirche unangefochten bleiben. Das ist wiederum wahr. Aber ich muß auch wiederum bemerken, daß man die Veränderung zum Bessern nicht der Kirche, sondern der Aufklärung und dem modernen Rechtsstaat verdankt. Jene hat es zuwege gebracht, daß sich die Christen der verschiedenen Konfessionen mit andern Augen ansehen lernten, und dieser, der Staat, hat es als seine Pflicht erkannt, die Christen aller Bekenntnisse — und schließlich auch die Juden — gegen die vormals von der herrschenden Kirche geübten Gewaltmaßregeln zu schützen. Fiele dieser Schutz hinweg, so dürfte von der Toleranz gegen die Minoritäten nicht allzuviel übrig bleiben. Denn die Herren, die im Kirchenregiment sitzen, sind größtenteils noch genau so intolerant, wie sie, ohne mit dem staatlichen Gesetz in Konflikt zu kommen, sein können, und in der größten evangelischen Landeskirche geht das Streben einer rührigen Partei dahin, dem Staat Gesetze abzunötigen, die ihnen ein größeres Maß von Intoleranz — wenn auch nur gegen die Angehörigen der eigenen Kirche — ermöglichen sollen. Ich betone: ein größeres Maß von Intoleranz; denn ein verhältnismäßig großes steht ihnen längst zu und sie machen davon Gebrauch. Das hat in unserer Zeit mehr als ein Kandidat und Prediger an seinem Leibe erfahren müssen, indem sie ihn entweder wegen teilweiser Abweichungen vom kirchlichen Bekenntnis nicht anstellten, oder ihn, wenn er schon im Amt war, nach kurzem Prozeß, absetzten. Aber die Klügsten von ihnen sehen ein, daß in ihrem Sinne nur dann gründlich geholfen ist, wenn auch die Lehrer der künftigen Prediger vom Kirchenregiment abhängig gemacht und alle Nicht-Bekenntnisgläubigen entfernt werden. Und das Recht der freien Forschung? Das soll ihnen bleiben, sagt man, vorausgesetzt nur, daß sie Nichts lehren, was dem kirchlichen Bekenntnis widerspricht. Man sieht, das ist dieselbe Scheinfreiheit, die auch den katholischen Theologen zusteht. Es begreift sich, daß sich die protestantischen Professoren der Theologie, auch die weit nach Rechts stehenden, gegen diese Forderung verwahren. Denn würde sie erfüllt, so müßten sie aus dem Lehrkörper der Universität als Unebenbürtige ausscheiden, so gewiß Niemand den Namen und Rang eines wissenschaftlichen Forschers beanspruchen kann, der sich vorschreiben läßt, zu welchen Ergebnissen seine Untersuchung ihn führen darf und zu welchen schlechterdings nicht. Auch liegt am Tag, daß die Forderung der kirchlichen Heißsporne auf eine Verleugnung des Ursprungs der evangelischen Kirche hinausläuft. Denn die besteht zu Unrecht, wenn sie Recht haben. Ist es unstatthaft, das Wort des Apostels: Prüfet Alles! bezüglich der kirchlichen Lehre zu befolgen, so müssen wir den Vorwurf der römischen Kirche, daß unsere Reformatoren mit ihrem Widerspruch gegen die kirchliche Lehre zu ihrer Zeit im Unrecht waren, gerecht finden. Oder auch so: ist es unevangelisch und thöricht, an die Unverbesserlichkeit der päpstlichen Dekrete und Bullen zu glauben, so ist es auch thöricht und unevangelisch, die Bekenntnisschriften der Reformatoren für unantastbar zu halten; denn unfehlbar waren diese ebenso wenig wie die Päpste.

Und doch — wie sonnenklar das Alles sein mag: die Forderung der streng kirchlichen Partei ist nicht nur verständlich, sondern auch auf ihrem Standpunkt wohlbegründet. Denn ist es die Aufgabe der theologischen Professoren, ihre Schüler aufs kirchliche Lehramt vorzubereiten, und gehört dazu an erster Stelle die kirchliche Rechtgläubigkeit, so darf man sie nicht Leuten anvertrauen, die selbst nicht rechtgläubig sind und von denen sie oft das Gegenteil dessen hören, was sie im Amt lehren und vertreten sollen. Ob aber auch dem Reiche Gottes damit gedient wäre, wenn die Vorbereitung aufs kirchliche Amt zur bloßen Abrichtung dafür herabsänke? Das ist eine Frage, die schlechthin verneint werden muß. So viele schlimme Folgen der geplanten Veränderung lassen sich als unvermeidlich voraussehen. Ich zähle zu diesen nicht, daß über kurz oder lang Mangel an jungen Theologen eintreten werde. Denn wie in der katholischen Welt, so würden sich auch in der protestantischen immer noch genug finden, die sich in die Verhältnisse zu schicken wüßten, wenn auch nur wenige so schamlos, wie der vom englischen Satiriker fingierte, der, nach seiner Stellung zur kirchlichen Dreieinigkeitslehre befragt, dem Bekenntnis zu ihr hinzufügt: „Eins schmerzt mich, daß nicht Viere sind statt Drei, auf daß mein Glaube soviel größer sei"; gewiß doch — und das ist die Wahrheit in dem boshaften Dichterwort — daß sich die Qualität der jungen Theologen verschlechtern würde. Man erlasse es mir, auszuführen, wie und warum. Schon jetzt wählen Viele lieber jedes andere Studium als das theologische, weil sie in diesem unlösbare Konflikte befürchten, und das, obgleich jetzt noch zu hoffen ist, daß sie irgendwo — etwa in Thüringen oder in einer freien Stadt, wo ihnen solche erspart bleiben — Verwendung finden werden. Hört aber diese Aussicht ganz auf, so wird allmählich auch die Quantität abnehmen und der in Leipzig erlebte Fall, daß von sechsunddreißig Abiturienten nicht einer das theologische Studium wählte, wird nicht vereinzelt bleiben. Der Aschersonsche Universitätskalender konstatiert, daß sich die Zahl der Theologie Studierenden in den letzten Jahren um zwanzig Prozent verringert hat. Wenn bemerkt wird — ich weiß nicht, ob mit Recht —, daß hervorragend begabte Jünglinge nur selten das theologische Studium wählen, so erinnern die kirchlichen Machthaber gern an das lateinische Wort: Pectus facit theologum, beim Theologen kommts auf die Frömmigkeit an. Das ist, wenn es heißen soll: „an erster Stelle", ganz wahr; wenn es aber heißen will: „nur auf die Frömmigkeit kommts an", so ist es unwahr. Die Kirche hat von jeher und überall nur da segensreich zu wirken vermocht, wo ihre Diener den sogenannten Laien auch an allgemeiner Bildung mindestens gleichstanden, und nicht, wo sie sich durch Unwissenheit auszeichneten. Und wir finden das wohlbegreiflich. Wir mögen einen Mann wegen seiner Frömmigkeit und Rechtschaffenheit hochachten; aber wenn er auf allen andern Lebensgebieten ein Kind an Verstand blieb, als einer, der mit seinem phantastischen Glauben an Mirakel, an Teufel und Dämonen in einer ganz andern Welt als der unsrigen lebt, dann taugt er uns nicht als Lehrer und Seelsorger, und kommt noch das Mißtrauen hinzu: „ob er wirklich so unwissend ist, wie er sich giebt? oder ob er nur den Mantel nach dem kirchlichen Wind hängt?" dann erst recht nicht. Nur soviel über die unausbleiblichen Folgen der Engherzigkeit und Intoleranz der sich gegen den Fortschritt der Erkenntnis sträubenden Kirche, und es wird genügen, um die Forderung zu wiederholen und zu begründen: „Unsre Kirche muß also weitherzig und tolerant sein." Es fragt sich nur, ob die Kirche als Kirche sie erfüllen könne; und das ist es, was ich leugne. Warum leugne?

Weil die Kirche sich selbst aufgeben würde, wenn sie es thäte, wenn sie im vollen Sinne des Wortes weitherzig und tolerant würde. Den Beweis dafür zu erbringen, ist nicht schwer. Denn wie verschieden die einzelnen Kirchen sein mögen: darin sind alle gleich, daß jede die religiöse Wahrheit zu besitzen meint, als deren Hüterin sie gilt. Sie streiten unter einander um den Inhalt der geoffenbarten Wahrheit, aber für irgend eine Summe von Lehrsätzen wird von ihren Dienern die unbedingteste Zustimmung gefordert. Und das von Rechts wegen! Denn einem dieser Lehrsätze widersprechen hieße der Offenbarung, hieße Gott widersprechen. Wer sich also in den Dienst der Kirche begiebt, muß seiner wissenschaftlichen Forschung über Gott und göttliche Dinge eine Grenze setzen und wird am besten ganz auf sie verzichten, indem er sich sagt: was auch deren Ergebnis sein mag: es kann nicht wahr sein, was mit der von der Kirche garantierten Offenbarung nicht übereinstimmt. Es lohnt sich also für das Kirchenregiment gar nicht, solche Ergebnisse zu prüfen; sie sind als menschlicher Vorwitz gegen

die göttliche Weisheit gerichtet. Daß relative Unterschiede bestehen, insofern die eine Kirche der freien Forschung ein größeres, die andre ihr ein kleineres Gebiet überläßt, je nachdem die eine eine geringere, die andere eine größere Summe von Lehrsätzen für unantastbar hält, das ändert Nichts an der Thatsache, daß dieselbe für alle ein begrenztes Gebiet ist.

3

Hier tritt nun aber die Kluft zwischen der Kirche einerseits und dem Protestantismus und der modernen Bildung anderseits deutlich zu Tag. Wir verlangen im Namen der letzteren weitherzige Toleranz für jede religiöse Ueberzeugung, weil die Religion keinen Zwang verträgt, und die Kirche kann sie nicht üben. Wir verlangen Freiheit der wissenschaftlichen Forschung, und die Kirche muß sich dagegen verwahren, weil sie sich den Inhalt der göttlichen Offenbarung, den sie zu schützen hat, nicht kann in Frage stellen lassen. Wir müssen also wählen: entweder volle Glaubens- und Gewissensfreiheit, oder die Kirche mit ihrer Beschränkung derselben. Die beides zugleich wollen, erinnern mich an den badischen Abgeordneten im Jahre 1848, der sagte: „die Republik müssen wir haben, das ist selbstverständlich; aber unsern Großherzog lassen wir uns darum nicht nehmen; den behalten wir bei!"

Es fragt sich nun, welches von beiden wir zu wählen haben, wenn doch gewählt werden muß? und die Antwort darauf ist abhängig von der Frage, ob wir die Kirche oder den Geist des Protestantismus, der allein volle Glaubens- und Gewissensfreiheit verbürgt, für das größere Gut halten, oder, was auf dasselbe hinauskommt, ob wir eher auf jene, als auf diese verzichten können. Ich weiß nun wohl, daß ich mit meiner Ansicht von der Entbehrlichkeit der Kirche — der Kirche, wie sie nun einmal ist und nicht wesentlich anders sein kann — ziemlich allein stehe, und daß dagegen zwei schwerwiegende Bedenken erhoben werden. Das eine lautet: die Kirche ist eine Stiftung Jesu, das andre: sie ist zur Pflege des religiösen Lebens notwendig. Prüfen wir diese Bedenken!

Die Behauptung, daß wir in der Kirche eine Stiftung Jesu zu achten haben, finde ich unhaltbar. Das Wort Kirche, im geschichtlichen Sinne des Wortes, kommt in den Reden Jesu nicht einmal vor; dagegen haben wir von ihm mehr als eines, daß den Begriff Kirche ausschließt und deshalb von keiner Kirche befolgt wird. Seine Jünger sollten nicht, wie die weltlichen Könige, herrschen, sondern dienen, und Keiner sollte sich Rabbi, d. i. Meister, nennen lassen. Ist wohl anzunehmen, daß er, statt des jüdischen Rabbititels, die hochtrabenden: „Heiligkeit, Eminenz, Hochwürden, Konsistorialrat, Generalsuperintendent" und dergleichen mehr gebilligt haben würde: Nein, in der Kirche, als einem dem Staat nachgebildeten, mit ihm verquickten und ihm dienstbar gemachten Organismus mögen diese Rangstufen guten Sinn haben: in dem Reiche Gottes, das Jesus aufrichten wollte, haben sie keinen. Es mag fraglich sein, ob er die Möglichkeit einer nach Jahrtausenden zählenden Entwicklung seines Werks in Rechnung gezogen hat: gewiß ist, daß er in keiner engherzigen Prälaten- oder Pastorenkirche — und eine andre hat es in keinem Jahrhundert gegeben — seine Stiftung erkennen würde. Und hätte er voraus gesehen, wie bald die verfolgte Kirche zu einer die Andersgläubigen verfolgenden würde, er hätte sie sicherlich verboten.

Wenn freilich die Kirche zur Pflege des religiösen Lebens notwendig wäre, so müßte man am Ende doch an ihr festhalten. Aber es läßt sich nicht beweisen, daß sie dafür notwendig ist. Das Christentum war vorhanden und wirksam längst, ehe es eine Kirche gab, und so ist man berechtigt anzunehmen, daß es auch ohne Kirche würde bestehen können. An die Stelle der Kirche hätten überall die von keiner geistlichen und weltlichen Herrschaft abhängigen Gemeinden zu treten. Je nach Bedürfnis möchten die sich einrichten, die einen freisinnige, die andren orthodoxe Prediger wählen und, je nach Bedürfnis, auch ihre Gebet- und Gesangbücher. Und, wie die Vertreter der Städte auf ihren „Städtetagen", so möchten auch die Gemeindevertreter sich hin und wieder versammeln, um sich, im Austausch der Meinungen und Erfahrungen, über religiöse Angelegenheiten zu beraten; nur auch das, ohne durch Mehrheitsbeschlüsse einander vergewaltigen zu wollen. Ob das religiöse Leben bei einer solchen Einrichtung sich behaupten und gedeihen könne? Nun die Christen bis um die Mitte des zweiten Jahrhunderts kannten keine andre; die Gemeinden zu Rom, Korinth, Philippi u. s. w. standen frei und selbständig neben einander, und heute noch giebt es Gemeinden, die sich daran müssen genügen lassen.

Auch die Erfahrung auf einem andern Gebiet spricht beruhigend dafür. Ich denke an das weite Gebiet der Kunst. Oder könnte es nicht auch eine quasi Kunst-Kirche geben, eine Behörde, die genau vorschriebe: so müßt ihr dichten, so musizieren, meißeln, malen, und wer Andres lehrt, ist ein Ketzer? O gewiß, und, wie sich schon Manche zu Kunstpäpsten aufzuwerfen versucht haben, so läßt sich ja auch Manches dafür sagen. „Wie weit gehen in ästhetischen Fragen die Urteile auseinander! Der Eine findet schön, was der Andre für mittelmäßig, ein Dritter für häßlich erkennt, und das würde aufhören, wenn eine Kunstkirche zu entscheiden hätte, und Alle von ihr angeleitet würden, je dasselbe schön oder unschön zu finden." Aber kein Gebildeter bezweifelt, daß die Kunst besser unbevormundet, in voller Freiheit gedeiht. Und so ists — aus demselben Grunde — mit der Religion auch. Sie verträgt keinen Zwang.

Zum Schluß sei noch an eine Thatsache erinnert, die von denen, welche die Kirche um jeden Preis erhalten sehen wollen, durchweg übersehen wird. Es ist die, daß „die Kirche", von der man immer redet, schon längst nicht mehr existiert. Auch die römische, die sich dafür ausgiebt, ist nicht die Kirche, die eine und allgemeine, seitdem sie andre religiöse Gemeinschaften, die sich auch Kirchen nennen, neben sich dulden muß. Die evangelische Christenheit aber zerfällt, abgesehen von etwa zweihundert Sekten, in verschiedene Konfessions- und Landeskirchen, von denen manch eine weniger Anhänger zählt, als beispielsweise in Amerika die immer noch Sekte genannte Gemeinschaft der Baptisten. Die Auflösung der Kirche in unabhängige Gemeinden ist also nichts Utopisches, und wenn es dazu kommt, nichts unerhört Neues, sondern nur die Fortsetzung einer Bewegung, die längst angefangen hat, weil sie im Wesen der christlichen Religion, der in „mancherlei Sprachen" verkündeten, zu tief begründet ist, als daß die kirchlichen Machthaber sie zu dämpfen vermocht hätten.

Und je engherziger die Kirche wird, desto gewisser und rascher wird diese Bewegung fortschreiten und zu Neubildungen führen, indem diejenigen, deren religiöses Bedürfnis in der offiziellen Kirche keine Befriedigung findet, sich zu unabhängigen Sondergemeinden vereinigen werden. Und ob das zu beklagen ist? Ich glaube nicht. Selbst im politischen Leben ist die Einheit ein zweifelhaftes Gut, wenn sie, wie in einem despotisch regierten Staat, auf Kosten der Freiheit behauptet wird; auf religiösem Gebiet aber ist sie, um so hohen Preis erkauft, keines.

Ja, wenn es eine weitherzige Kirche gäbe! eine Kirche, die sich auf die Pflege des religiösen Lebens beschränkte und sähe dies ausschließlich im frommen Sinne und Wandel, in der Nachfolge Jesu, darin thatsächlich alles wahre Christentum besteht: wer sollte sich nicht zu ihr bekennen und an ihr festhalten? Aber ist eine solche Kirche unmöglich und muß man zwischen Kirche und evangelischer Freiheit wählen, so kann ich mich, weil nicht jene, sondern diese zum Wesen der Religion Jesu gehört, nur für letztere und für volle Glaubens- und Gewissensfreiheit entscheiden. Georg Dreydorff

---

Das Halberstädter Reformationsfestspiel

1

In der letzten Oktoberwoche des Jahres 1902 fanden in Halberstadt unter zahlreicher Beteiligung der Bevölkerung von Nah und Fern sieben Aufführungen des „Bruder Gerhard", eines Reformationsfestspieles von Paul Schwartzkopff statt.

Das Stück ist schon früher, im Jahre 1882, entstanden, aber nur als eine Folge locker zusammenhängender Bilder aus der Reformationszeit. Damals war es zunächst nur für Schulaufführungen bestimmt, deren es auch eine ganze Reihe erlebt hat. Es ist somit eins der ersten Reformationsspiele, wenn nicht das allererste. Durch einen Zufall kam es einem maßgebenden Mitgliede des „Vereins für Volksschauspiele" in die Hände und wurde durch diesen zur Aufführung bestimmt. Der Verfasser arbeitete es, da es nun ein Bühnen- und Litteraturstück werden sollte, um, so daß es größere Einheitlichkeit, schärfere Motivierung und festere Geschlossenheit erhalten hat.

Die Halberstädter Aufführung wurde von dem Schauspieldirektor Rudolf Lorenz aus Stuttgart geleitet, der sich mit größter Hingabe der schwierigen Aufgabe unterzogen hatte, mehr als hundert Laiendarsteller so einzuüben, daß Alles klappte. In der That war das Zusammenspiel sehr gut. Von der gewöhnlichen Langsamkeit und Pausenhaftigkeit des Dilettantenspiels war Nichts zu spüren, und außerdem sprachen die sämtlichen auftretenden Männer aus dem Volke echt naturalistisch den unverfälschtesten Halberstädter und Harzer Dialekt, zum Teil auch Platt. Das Lokalkolorit der Sprache, das auf großstädtischen Bühnen so oft Schwierigkeiten macht, bedurfte hier nicht erst der Einübung. Die Titelrolle des „Bruder Gerhard" spielte Herr Lorenz selbst mit allen Feinheiten schauspielerischer Technik.

2

Der Ritter Gerhard von Plessenburg hat einen andern Ritter, der ihm die Braut entführen wollte, in ehrlichem Gefecht erstochen und ist vor Gericht freigesprochen worden. Er könnte nun das Fräulein, das mit zärtlicher Liebe an ihm hängt und ihm seine That als rühmliche Heldenthat anrechnet, heiraten, und Alles wäre gut. Allein er steckt in dem ganzen tiefen und schweren Sündenbewußtsein jener Tage, das auch Luther ins Kloster trieb. Er hat einen Unbußfertigen zur ewigen Verdammnis gesandt. Das verwindet er nicht. Er trennt sich blutenden Herzens auf ewig von der weinenden Geliebten und tritt, um seine vermeintliche Schuld zu büßen, in das St. Sylvestrikloster zu Wernigerode. In diese Stadt kommt bald darauf der vom Kardinal Albrecht von Mainz gesandte Ablaßkrämer. Das Volk teilt sich seinetwegen in zwei Parteien. Während des Getümmels auf dem Markte sucht der Bruder des erstochenen Ritters Gerhard meuchlings zu ermorden, um jenen zu rächen. Vom Volke ergriffen erklärt er, er habe zu dieser That die kirchliche Erlaubnis. Denn der Ablaßhändler habe ihm bereits vollen Ablaß dafür verkauft. Bruder Gerhard ist entsetzt, daß es so weit mit der Kirche Gottes gekommen ist. In einer langen Unterredung mit seinem wohlmeinenden, aber streng katholischen Abte wird er sich darüber klar, wie sehr er sich innerlich bereits vom alten Glauben losgelöst hat, und so nennt er schließlich die Kirche ein Sodom, den Papst den Antichristen. Da er sich durch kein Zureden zum Widerruf bewegen läßt, muß der entsetzte Abt schließlich den Konvent berufen, der ihn als abtrünnigen Ketzer zum Tode verurteilt. Ehe er jedoch der weltlichen Obrigkeit überliefert wird, verschafft ihm einer der Mönche Gelegenheit zur Flucht.

Bruder Gerhard geht nun in die Gegend von Frankenhausen zu den aufständischen Bauern, und es gelingt ihm durch die Macht seines Wortes und seiner Persönlichkeit, diejenige Rotte wenigstens, der er sich angeschlossen hat, von Schandthaten zurückzuhalten. Andere Rotten dagegen zünden die Klöster an und machen es so dem Grafen Botho von Stolberg und den andern Fürsten unmöglich, den zuvor angebotenen billigen Vergleich aufrechtzuerhalten. Ein Gesandter des Grafen kündigt den Bauern an, daß sie sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben und alle Frohnden, wie früher, auf sich zu nehmen hätten. Trotz dieser harten Bedingungen, und obwohl die Anführer ausdrücklich von jeder Gnade ausgenommen werden, bewegt Gerhard seine Schar, sich zu fügen, da man ihnen ja das Beste, das teure Gotteswort, lassen werde. Doch auch dies verneint der Bote. Der Graf will, daß sie wieder „gute Christen" werden sollen, wie ihre Väter waren, er will ihnen diese Wohlthat nötigenfalls mit Blut aufzwingen. Da wandelt Gerhard seinen Rat. Nun will auch er von Unterwerfung Nichts mehr wissen.

> Jetzt gilt der Kampf nicht uns, er gilt dem Herrn,
> So laßt uns für den Herrn als Märtrer sterben.

Wie vorauszusehen war, verläuft die Schlacht für die Bauern unglücklich. Bruder Gerhard wird tapfer kämpfend gefangen und zu Halberstadt in den Kerker geworfen. Seine Verurteilung hängt davon ab, ob etwa Herzog Georg von Sachsen, dem gegenüber Graf Botho sich verpflichtet hat, den Bruder hinrichten zu lassen, den Grafen des gegebenen Wortes entbindet. Während die Entscheidung noch schwankt, bringt der edle, zwar gut katholische, aber die neue Lehre richtig würdigende Weihbischof Horn den Gefangenen zu der Erkenntnis, daß er unter keinen Umständen den wahren Glauben mit den Waffen in der Faust hätte verteidigen dürfen. Auch Luther habe solch gewaltsamen Schutz des göttlichen Wortes verworfen. „O welch ein Abgrund thut sich mir auf", ruft in dieser neugewonnenen Erkenntnis der Bruder Gerhard, „wie schwer ist meine Schuld, ich bin kein Märtyrer, ein Schächer nur!" Es wird ihm klar, daß Gott, sein Reich zu bauen, nicht seines blinden Eifers und seiner „schwanken Hand" bedurft habe.

Jetzt kommt die Botschaft, daß Herzog Georg auf dem Tode des „Oberketzers" bestehe, und Gerhards Mutter tritt ein, um von dem geliebten Sohne auf immer Abschied zu nehmen — eine der ergreifendsten Szenen des Schauspiels! Derselbe Gegensatz, der sich so häufig in rechtgläubigen Familien aller Bekenntnisse findet! Die Mutter hält fest am alten Glauben, der Sohn hat sich von ihm losgesagt und folgt schwer errungenen, neuen Erkenntnissen. Aber hier kein fanatisches Aufeinanderstoßen unvereinbarer Lehrmeinungen, keine eifernde Intoleranz, sondern inniges Zusammenfließen der Seelen unter einem höheren Zeichen, als dem Parteischibbolet. „Nahst du dem Richterstuhl des nie Getäuschten" — sagt die Mutter — „dann fragt der Herr nicht: Galtst du einst als Ketzer? H a s t d u m i c h l i e b? Das ist die e i n e Frage, die dich zu Himmel oder Hölle sendet!" Und der Sohn hat die gewisse Hoffnung, daß der Mutter, wenn sie auch an Manchem festhält, was er verwirft, doch da eine Stätte bereitet ist, wo viele Scheidewände fallen werden, die hier für undurchdringbar gelten.

Die Mutter wird durch den Kerkermeister entfernt, der dem Gefangenen ankündigt, daß er sofort und zwar im Kerker selbst hingerichtet werden solle, damit kein Aufruhr sich erhebe. Der Prior bringt die Abendmahlsgeräte, der Henker mit dem Beil tritt ein und ein schwarzverhüllter Block wird von schwarzen Männern hereingetragen. Schon fürchtet man, das Gräßliche sehen zu müssen, da bricht eine Schar Wernigeröder und Halberstädter Bürger, geführt von einem entronnenen Bauernhauptmann, in den Kerker, um Gerhard zu retten. Der Kerkermeister fällt unter ihren Streichen, aber — Gerhard weigert sich jetzt, ihnen zu folgen, ja er entreißt einem von ihnen das Schwert, um sich seinen Befreiern im Namen des Kardinals Albrecht, der ihn verurteilt hat, zu widersetzen — eine nach meiner Empfindung etwas weit getriebene Hochherzigkeit. Für seine eigene Hinrichtung das Schwert zu ziehen, ist übermenschlich. Der Zug könnte indessen leicht ausgeschaltet werden, er ist für den Gang der Handlung nicht wesentlich.

Dem Kardinal Albrecht wird zuerst die falsche Nachricht gebracht, Gerhard sei wirklich befreit worden. Er läßt dem Entronnenen nachsetzen und befiehlt, daß die Hinrichtung nunmehr dem Volk zum Trotz öffentlich auf dem Markte stattfinden solle. Da erscheint, während draußen schon die Trommeln zur Exekution wirbeln, der Weihbischof Horn und bringt ihm die zuerst unglaublich scheinende Kunde, Gerhard habe sich nicht retten lassen w o l l e n, weil er das, was er als Meutrer verdient, büßen wolle. Der Kardinal verfällt in maßloses Staunen über den „sonderbaren Schwärmer", wünscht dann, er wäre entflohen — schon um des drohenden Volkes willen — und begnadigt ihn auf Horns dringende Fürbitte „trotz Sachsens Herzogs. Aber der fortstürzende Horn kommt zu spät. Schon ist Gerhards Haupt gefallen.

Das Volk stürmt nun wütend gegen den Palast des Kardinals, die Wächter erweisen sich als unzuverlässig. Horn, der wieder hereinstürzt, beschwört den Kardinal, der neuen Lehre, die er doch nicht unterdrücken könne, freien Spielraum zu gewähren, sonst werde Krieg bis aufs Messer entstehen, und Deutschland werde seiner eigenen Kinder Gruft werden. „So wird der Papst den Grabstein darauf setzen", antwortet Albrecht kalt. Aber der Ansturm des Volkes wird immer dringender, und Horn eilt hinaus, zu der Menge zu sprechen. Man hört bald, daß das Tosen draußen sich legt und der Kardinal triumphiert: „Wir waren ja im Recht!" und plötzlich nach dem Herzen greifend: „Nur stille, Gewissen, hast schon Schlimmres eingesargt!" Ein Bote berichtet kurz, durch welche Worte Horn das Volk zur Ruhe gebracht hat: „Laßt Gott die Rache! Gerhard wollte sterben, lieber tot, als durch Gewalt befreit!" Den Glückwunsch zum Siege lehnt der Kardinal mit den Worten ab: „War das ein Sieg? Wer siegte? Ich fürchte: Gerhard."

3

Der Ursprung dieses Trauerspiels aus einer Reihe lose gefügter Lebensbilder läßt sich auch jetzt nach der Umarbeitung nicht verkennen. Eine einheitliche, festgeschlossene Handlung liegt nicht vor. Jeder Akt sieht wie der Schluß einer besonderen Tragödie aus: die Lösung des Verlöbnisses, die Verurteilung im Kloster, die Katastrophe von Frankenhausen, die vom Helden selbst verurteilte Befreiung, die Hinrichtung. Die Einheit wird also hergestellt nicht durch die Einheitlichkeit des Ziels der Handlung, sondern durch die Person des Helden und seine sittlich-religiöse Entwicklung. Dies und noch manche Einzelheiten und Einzelszenen, besonders die im Bauernlager, erinnern an den Götz. Anderes an Schiller (der freiwillige Sühnetod des Helden, wie in Maria Stuart, das „Zu spät!" am Schluß, wie im Wallenstein), noch Anderes ist von Shakespearescher Art. Aber im Ganzen zeigt das Stück doch durchweg eine originale, kräftig empfindende Dichterpersönlichkeit von warmem Herzenspulsschlag, die kein Ragout aus Andrer Schmauß braut, sondern ihr Eigenstes, Bestes giebt mit dem brennenden Wunsch, es auch in den Seelen der Hörer zum Leben zu erwecken. Dazu kommt ein entschiedenes dramatisches Talent. Zwar sind einzelne Dialogszenen ein wenig lang ausgefallen, aber der Dialog selbst ist überall scharf und schlagend, reich an Pointen und erinnert bisweilen an Sophokleische Streitszenen. Eine Fülle von Handlung zieht an unsern Augen vorüber, und buntbewegte Massenszenen, sei es auf dem Markte der Harzstadt, sei es im Kloster, sei es im Lager der Bauern, zeigen uns die durcheinander gehenden Bestrebungen und die sehnsüchtige Gährung des Volkes in jenen stürmischen Frühlingstagen des neuen deutschen Geistes. So auf dem Markte der kleinen Stadt, im Kloster, im Bauernlager. Sehr geschickt legt der Dichter hier statt des gewöhnlichen dramatischen Verses den Leuten stellenweise Hans-Sachsische Knittelverse in den Mund.

Wenn der Dichter also sein Stück nicht „Tragödie" sondern „Trauerspiel" genannt hat, so hat er dies in durchaus richtigem Gefühle gethan. Auch geht der unglückliche Ausgang nicht mit Notwendigkeit aus dem Charakter und den Thaten des Helden hervor, sondern hängt zuletzt an dem zufälligen „Zu spät!" Nach der ersten Szene erwartet man, daß der Held aus dem Kloster, in das er sich aus übertriebenem Sündenschuldgefühl gestürzt hat, durch die Reformation befreit wird und dann zuletzt seine Braut noch heimführt. Der Dichter hat diesen glücklichen Ausgang verschmäht, die Braut an gebrochenem Herzen sterben und den Helden hinrichten lassen, weil er dadurch eine kräftigere Wirkung auf die Herzen der Zuschauer erreicht.

Dennoch ist „Bruder Gerhard" kein Tendenzstück. Den Gegnern läßt der Dichter alle Gerechtigkeit widerfahren. Der Klosterabt und die Mutter sind durchaus sympathische Erscheinungen, der Weihbischof Horn ist sogar die edelste Persönlichkeit des Stückes, auch der Kardinal ist bei aller Härte keine ganz abstoßende Persönlichkeit, er hat noch ein Gewissen und ist milderen Regungen zugänglich, nur der Ablaßkrämer ist ein gemeines Subjekt. Andrerseits ist der Held kein fleckenloser Tugend- und Gottesmann. Er irrt und läßt sich zu unrechtem Thun hinreißen. Trotzdem ist das Stück natürlich nicht ohne bestimmte Absicht. Es ist eben ein Reformationsspiel, und das Motto, das der Dichter ihm gegeben hat: „Gilt heute nicht der Kampf denselben Gütern wie damals?" zeigt, daß er ihm auch einen bestimmten Gegenwartswert hat geben wollen. Durch das ganze Spiel zittern in der That unausgesprochen aber doch deutlich merkbar die Stimmungen, Wünsche und Befürchtungen unserer Zeit, und gerade das giebt dem Spiel seine erregende Kraft. Es zieht sich ein starkes Pathos durch das Trauerspiel, und dies kam auch in der stark pathetischen Art, wie die Titelrolle gegeben wurde, zum Ausdruck.

Gerade dieses sittliche und religiöse Pathos, das den Skeptiker oder Indifferentisten natürlich kalt lassen oder abstoßen muß, wirkte ersichtlich auf das anwesende Publikum; das Volk ist ja — Gott sei Dank! darf man sagen — für ethisches Pathos noch empfänglich, besonders die Frauen.

4

Ich meine, derartige Aufführungen thun uns heute mehr not als je. Stücke, die aus einem so edlen, milden Geiste geboren, so frei von allem Dogmatismus und aller Intoleranz, doch so klar und deutlich auf die Kleinodien hinweisen, die wir seit der Reformation besitzen und — zu verlieren haben, sind für das evangelische Volk von unschätzbarem Werte. Sie wirken stärker als vieles Predigen und Lehren und rütteln auf, ohne doch zu fanatisieren. Möchte doch dieser „Bruder Gerhard" auch in anderen Städten seinen Einzug halten!

Wer aber das Stück kennen lernen möchte, auch ohne es zu sehen, kann die Volksausgabe für 50 Pfg. von der Schimmelburgschen Buchhandlung in Halberstadt beziehen. Ebenda und zu demselben Preise kann man eine Serie von sieben hübschen Darstellungen aus dem Festspiel auf Ansichtspostkarten bekommen. Der Reinertrag sowohl der Aufführungen wie des Verkaufs ist für den Gustav-Adolf-Verein und andere wohlthätige Zwecke bestimmt. F Seiler

---

„Mit Gunst"

Unter dieser Ueberschrift brachte die Neujahrsnummer der Christlichen Welt eine Betrachtung über das neunte und zehnte Gebot an uns Gewerbetreibende, Kaufleute und Fabrikanten, daß wir, wenn Alles, was darin gesagt ist, richtig wäre, vor Scham und Schrecken unter die Erde sinken müßten. Wie wollen uns gern ernstlich ins Gewissen reden lassen und willig zugeben, daß wir vielfach gegen das Gebot „Laß dich nicht gelüsten" gesündigt haben, und daß wir eine Strafpredigt wohl verdienen. Aber wenn der Verfasser das heutige Erwerbsleben charakterisieren will und dabei sagt:

> Wer dem Anderen am Wenigsten gönnt, erreicht das Meiste. Die Mißgunst und die Unzufriedenheit sind die stärksten Triebfedern des heutigen Erwerbslebens —

so müssen wir uns doch erlauben, gegen solche Sätze in aller Bescheidenheit, aber energisch zu protestieren. Wer möchte denn als Christ noch Geschäftsmann sein und seinem Gewerbe nachgehen, wenn es wahr wäre, daß die Mißgunst die beste Quelle des Verdienstes wäre? Nein, Gott sei Lob und Dank! das ist nicht wahr. Es mag, wie in jedem Beruf, so auch unter den Kaufleuten und Fabrikanten Viele geben, die ihrem Nächsten keinen Erfolg gönnen, aber daß dann diese Mißgunst die hauptsächlichste „Triebfeder" ihrer Arbeit sei, ist doch zu viel gesagt, und am allerwenigsten bietet der Neid eine Bürgschaft für Erfolg und Verdienst. Jeder, der nur ein wenig im Geschäftsleben Bescheid weiß, wird mir das zugeben. Warum ist Krupp in Essen so groß geworden? Weil er die besten Eisenblöcke und Kanonen goß und seine Arbeiter am besten behandelte! Ist die berühmte Gesellschaft Vulkan in Stettin dadurch zu ihrer Bedeutung gelangt, daß sie keiner anderen Schiffswerft den Bau von Dampfern gönnte? Nein, gewiß nicht, sondern weil ihre tüchtigen Ingenieure Schne-

dampfer zu bauen verstanden, die so sicher und schnell fahren, wie sonst keine Dampfer der Welt, und wie sie selbst in England noch Niemand zu bauen verstanden hat. So geht es auch in anderen Geschäften. Nicht der Kaufmann wird vorankommen, der nur darauf ausgeht, seinen Konkurrenten „die Kunden abspenstig“ zu machen, sondern derjenige, welcher umsichtig und fleißig ist, gut einzukaufen versteht, nur wirklich verkäufliche und gute Waren feil hält und sich vor Verlusten an schlechter Kundschaft hütet. Ein Fabrikant, der den anderen in seiner Branche jedes Geschäft mißgönnte, wäre ein Narr; denn Konkurrenz ist Leben, und zur Blüte der Industrie gehört der Wettbewerb vieler Kräfte. Wer mit den besten Maschinen arbeitet, die im Verhältnis zur Produktion am wenigsten Kohlen verbrauchen, und der, dessen Fabrik nicht zu teuer einsteht und am günstigsten gelegen ist, so daß die Generalunkosten möglichst klein sind, und nur der Fabrikant, der wirklich gute Qualität herzustellen versteht, wird eine erste Stelle erlangen. Dazu bedarf es absolut keiner Mißgunst gegen die ungünstiger situierten Kollegen, sondern nur tüchtiger technischer Kenntnisse und sorgfältiger Kontrolle der Arbeit. Und was die Handwerker betrifft, so habe ich noch nie gehört, daß ein Schuhmacher oder Schneider dadurch viel erreichte, daß er Anderen ihre Kundschaft abjagte, sondern bei uns zu Lande wird der Schuster bevorzugt, dessen Stiefeln am bequemsten sitzen, und meine Frau und Kinder suchen sich die Schneider und Schneiderinnen aus, welche die am besten passenden Röcke, Hosen und Kleider machen.

Es giebt auch noch andere Ursachen und Quellen des Reichtums. Der Apostel sagt: „Fällt euch Reichtum zu, so hänget das Herz nicht daran“, denn Mancher hat Glück und Erfolg in seinem Beruf, ohne daß man sagen könnte, wie es zugeht. Der liebe Gott führt die Menschen eben verschieden, und ich glaube auch noch an die Gültigkeit der alten Regel „Bete und arbeite“. Wie könnte ich aber um Segen zu meiner Arbeit bitten, wenn ihre Triebfeder hauptsächlich „Mißgunst und Unzufriedenheit“ wäre!

Darum ist es zu unserm Glück und unserer Freude nicht richtig, wenn der Verfasser des Aufsatzes sagt:

> Die heutige Lebensordnung zwingt die Menschen das zu thun, was im neunten und zehnten Gebot verboten ist.

Könnte man sich denn dabei auch noch eine göttliche Weltordnung, an die wir doch glauben wollen, denken, wenn Gott uns Gebote gäbe und dann eine Lebensordnung zuließe, die uns „zwänge“ diese Gebote nicht zu halten? Zu solcher Meinung kann man nur kommen, wenn man Alles unter einem schiefen Gesichtswinkel ansieht. Z. B. soll darin ein Unrecht liegen, wenn „sogar in den erbaulichsten Sonntagsblättern hohe Löhne für Dienstboten ausgeschrieben werden“. Warum soll es denn, wenn Jemand um ein Dienstmädchen annonciert und dabei den Lohn angiebt, den er zahlen will, gerade seine Absicht sein „den bisherigen Herrschaften Dienstboten abzulocken“? Ich meine, durch solche Annonce kann man manchem armen Mädchen, das vielleicht mit großer Sorge eine Stelle sucht, einen Dienst erzeigen, und wenn man gleich dabei angiebt, wieviel Lohn man zahlen will, so ist das unter Umständen sehr zweckmäßig und verstößt absolut nicht gegen das zehnte Gebot.

Zum Schluß sieht der besprochene Artikel einen Hoffnungsstrahl besserer Zukunft in den sich jetzt bildenden Fabrikanten-Vereinigungen, Arbeitsnachweisen, Arbeitergewerkschaften u. s. f. leuchten. Auch dies scheint mir ein Irrtum zu sein. Im Gegenteil, wer nur ein klein wenig Gelegenheit hat, hinter die Kulissen zu sehen, weiß, wie gerade die Fabrikanten-Vereinigungen oft die schlimmsten Brutstätten der Mißgunst und des Neides sind. Wohl mag es sein, daß sich die Konkurrenten nach ihren Versammlungen bei opulentem Mahl als Kollegen begrüßen und freundlich miteinander die Gläser klingen lassen; aber mit Argusaugen wird darüber gewacht, daß bei den gegenwärtig vielfach beschlossenen Produktions-Einschränkungen keine Fabrik oder keine Zeche auch nur im Geringsten mehr herstellt oder fördert als das Quantum, das nach langem Handeln im Vertrage festgesetzt ist, und mehr als je zuvor erregt der engere Zusammenschluß den Neid gegen die besser situierten Werke. Ich verstehe auch nicht, wie man Kartelle, Truste und Syndikate, die nur dazu gegründet werden, um das Publikum auszubeuten, und die manchmal in der Beziehung schlimmer und gefährlicher sind als es vor Zeiten die alten Raubritter waren, vom Standpunkt der Moral und des Christentums aus mit Freuden begrüßen kann.

Berufsgenossenschaften, Arbeitsnachweise und andere gemeinsame Einrichtungen zum Besten der Arbeiter und auch Vereinigungen zur Besprechung vieler gemeinsamer Interessen werden bestehen bleiben, aber ich hoffe sicher, daß im Erwerbsleben wieder mehr und mehr die freie Konkurrenz die Oberhand gewinnen wird. Nur dann kann sich des Dichters frohe Prophezeiung erfüllen:

Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heilgem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.

Heinrich Stoevesandt

Erwiderung

Die vorstehenden Ausführungen berühren sympathisch als kräftige Regung eines guten Gewissens im Erwerbsleben. Wenn sie als solche meine Gedanken ergänzen oder auch berichtigen, so bin ichs wohl zufrieden. Denn es konnte schlechterdings nicht meine Meinung sein, daß es ein solches gutes Gewissen nicht mehr gäbe.

Um nun aber doch noch Einiges dazu zu sagen, möchte ich zunächst darauf hinweisen, daß ein Mißverständnis zwischen meinem Gegner und mir obwaltet. Die Veröffentlichung von Stellengesuchen in den Sonntagsblättern und Aehnliches habe ich durchaus nicht als ein Unrecht hinstellen wollen. Vielmehr wollte ich zeigen, daß solcher Wettbewerb heute selbst in den Kreisen nicht mehr für ein Unrecht gehalten wird, die sonst das neunte und zehnte Gebot sehr engherzig auslegen. Mein Gedankengang war dieser: Der öffentliche Wettbewerb berührt unvermeidlicher Weise auch solche, die dadurch unter Umständen veranlaßt werden, bisherige Verbindungen zu lösen. Er kann thatsächlich die Wirkung haben, daß dadurch dem Nächsten sein Gesinde abgelockt wird. Und daraus macht sich auch der kein Gewissen, der sonst von Person zu Person dies Ablocken als Sünde beurteilen würde. Nun sollte gezeigt werden, daß eine verfeinerte Gewissenhaftigkeit jenen öffentlichen Wettbewerb ebenso beurteilen müsse, wie das „Abspannen“ Luthers. Und wenn dagegen eingeworfen würde, daß man heute ohne diesen öffentlichen Wettbewerb nicht mehr auskomme, dann sollte daraus — allerdings etwas paradox — der Schluß demonstriert werden, die heutige Lebensordnung zwinge den Menschen das zu thun, was im neunten und zehnten Gebote verboten sei — notabene, wenn die „Gunst“ wie bisher vorzugsweise zum Schutze der beati possidentes gefordert würde. Um nun aber doch die dauernde Giltigkeit des Gebots festzuhalten, habe ich dann gefordert, man solle sie mehr denen zu Gute kommen lassen, die noch nicht im Besitze seien. Auf das erwähnte Beispiel zurück zu kommen: was ist christlicher, wenn ich meinem Nachbar ein gutes und billiges Dienstmädchen gönne oder wenn ich dem Dienstmädchen bei mir eine leichtere und lohnendere Stelle gönne?

Was nun die Mißgunst als Triebfeder des Erwerbslebens betrifft, so hatte ich dabei nicht so sehr das subjektive Moment der Mißgunst im Auge, den herzzerfressenden Neid, als vielmehr das objektive Moment, die Kundenjagd.*) Und in dieser Beziehung bin ich durch die Ausführungen meines Gegners nicht überzeugt. Das wird aber an der Verschiedenheit der Lebenserfahrungen liegen. Im Großhandel und in der Großindustrie wird eine derartige Kundenjagd schon durch die Vornehmheit der Verkehrsweise ausgeschlossen. Und wer wie Krupp

*) Auch Luthers Auslegung des neunten und zehnten Gebots bezieht sich — ebenso wie das zu Grunde liegende hebräische Wort — auf eine Abgunst, die irgendwie bethätigt wird, sodaß es nicht richtig ist, diese Gebote im besonderen Sinne als solche der Gesinnung zu bezeichnen, wie es die Katholiken und auch viele Protestanten thun.

in mancher Beziehung einen Markt überhaupt erst geschaffen hat, braucht ihn andern Leuten nicht streitig zu machen. Ob aber nicht auch in diesen Kreisen durch Ausnutzung von Konnexionen, gelegentlich wohl gar durch Intriguen, dem Konkurrenten das Geschäft verdorben wird, dürfte doch zu erwägen sein. Und ob ein Vertreter, der bei der Vergebung einer großen Lieferung erfolglos konkurriert hat, bei seiner Rückkehr vom Chef sehr liebenswürdig empfangen wird, wäre gleichfalls sehr interessant zu beobachten. Im Kleinverkehr und Kleinhandel vollends beweist mir persönlich die steigende Flut der Postofferten und der wachsende Zudrang der Reisenden, daß thatsächlich die Kundenjagd heute für das beste Mittel zum Erwerb gehalten wird. Damit ist aber gar nicht gesagt, daß nun auch Jeder von diesem Mittel Gebrauch mache. Wer durch besondere Geschicklichkeit oder durch sonstige günstige Umstände einen Vorsprung vor den Uebrigen hat, kann dieses Mittels entraten. Man trifft aber heute auch Geschäftsleute auf der Kundenjagd, von denen mans früher nicht gewohnt war; und wenn man sie nach dem Grunde fragt, so antworten sie, es gehe eben nicht mehr anders.

Was die Fabrikantenvereinigungen betrifft, so muß ich zu meiner Entschuldigung bemerken, daß der angefochtene Aufsatz schon vor einigen Jahren geschrieben ist.*) Heute, wo die Gemeingefährlichkeit derartiger Vereinigungen auf der Tagesordnung steht, müßte man entweder vorsichtiger im Urteil sein oder es näher begründen. Doch meine ich, daß auch hier der Mißbrauch den rechten Gebrauch nicht aufhebt. Und jedenfalls hat auch die schrankenlose individuelle Konkurrenz ihre starken Schattenseiten. Gustav Habermann

Kinderfragen

Wider den „Nürnberger Trichter“ in Nr. 2

Da nicht ich allein das Gefühl habe, daß neulich in diesen Blättern einem ernsthaften Manne Unrecht geschehen ist, so mag es mir erlaubt sein, zu seiner Verteidigung das Wort zu ergreifen. Es handelt sich um Berthold Otto, den Herausgeber des „Hauslehrers“, den Hans von Lüpke in dem Artikel „Nürnberger Trichter“ aufs Korn genommen hat.

Lüpke hat durch eine mühelose Zusammenstellung von Zitaten den „Hauslehrer“ und seine Bestrebungen ins Lächerliche gezogen; mühelos war diese Zusammenstellung, denn man kann solcher Zitate allerdings recht viele finden. Daraus folgt zunächst: die Zeitschrift sollte Kindern nie in die Hand gegeben werden. Ich widerspreche damit dem Herausgeber, der ausdrücklich sagt, dies könne geschehen.**) Doch ist es im Allgemeinen nicht seine Absicht. Seine Aufsätze und Erzählungen sind zunächst für den Lehrer oder die Eltern bestimmt, denen damit das Material in die Hand gegeben werden soll, aus dem sie für ihre Schüler und Kinder schöpfen mögen. Ich glaube kaum, daß Otto in diesem Satz eine wesentliche Verengung seiner Absichten sehen würde — und wenn auch, es bleibt dem Hauslehrer in diesem engeren Kreis noch viel zu leisten übrig. Denn füllt er diesen Kreis aus, so leitet er Eltern und Erzieher an, auf Kinderfragen Antwort zu geben, und das ist genug. Hans von Lüpkes runde Abweisung des Hauslehrers geht, soviel ich sehe, von zwei verschiedenen Gedanken aus: 1. Es ist nicht richtig, möglichst alle Fragen der Kinder zu beantworten und sie zu weiteren Fragen anzuregen — und 2. Die Anleitung, die der „Hauslehrer“ zum Antworten giebt, ist unbrauchbar.

Es giebt naseweise Kinderfragen, die jeder verständige Pädagoge mit einem kurzen Wort zurückweisen wird; aber viel, viel häufiger als sie sind die wissensdurstigen Fragen, in denen die Sehnsucht nach einer vernünftigen Antwort zittert, die so selten, gar so selten gestillt wird. Warum nicht? Weil die meisten Leute zu bequem sind, zu antworten und das Antworten zu lernen, und weil viele von diesen das Antworten auch für unpädagogisch halten. Es ist gewiß nicht leicht, einem kleinen Kinde die Frage zu beantworten, warum die Gegenstände aus der Ferne blaß und viel zu klein erscheinen, und diese Frage, die von einem vierjährigen Bübchen gestellt wurde, ist durchaus nicht einzigartig bei Kindern dieses Alters, wenn sie noch nicht zur „Bescheidenheit“ gewöhnt sind. Soll man dem vierjährigen Jungen nun die Gesetze der Perspektive erklären? — das wäre der Stil des „Nürnberger Trichters“. Oder soll man sich irgendwie herausreden? Aber das Kind, das so fragt, giebt sich mit einer Ausrede nicht zufrieden. Man kann also schweigen und dem kleinen Frager Schweigen gebieten. So fängt es in der Kinderstube an, und dann geht es fort, jahrelang, durch die ganze Schulzeit hindurch — ach nein, nicht durch die ganze, denn ehe der Junge nach Quarta kommt, sind ihm schon die Sinne für die Außenwelt abgestumpft, ist der Wissenstrieb klein und schwächlich geworden; hat er doch, was er so gern erfahren hätte, nie erfahren können, dagegen was ihm langweilig war und unsinnig erschien; in täglichem Tretmühlendienst lernen müssen.

Man kann über solches Kinderleid lachen; aber dies Lachen hat einen bösen Klang, denn es liegt eine Tragik in solchen gewaltsamen Lebenshemmungen, da aus dem Kinde doch einmal ein Mann oder eine Frau werden soll. Am bittersten vielleicht ist diese Tragik auf religiösem Gebiete. Wenn man Gelegenheit hat — was den Seelsorgern ungleich häufiger geschehen wird als uns Lehrern — Erwachsenen durch eine einfache Erklärung aus seelischer Not zu helfen, und dann hören muß: „o hätte ich als Kind darnach fragen können, aber da durfte ich nicht, ich wurde immer ausgelacht“, so ist einem manches Andere näher als das Lachen.

Alles in Allem: wenn Kinder nicht fragen, kann man ihnen nicht helfen, sie sind aber hilfsbedürftig, und wir Erwachsenen sind zum Helfen da. Man gebe ihnen also das Fragen völlig frei, und sollten sie schon stumpf geworden sein, so reize man sie zum Aufmerken und zum Fragen. Beides ist beim Kinde nicht trennbar. Unsere gewöhnliche Unterrichtsmethode: daß der Lehrer fragt, und die Kinder antworten, scheint mir überhaupt sehr anfechtbar; es wäre vielleicht, wenigstens in manchen Fächern, viel richtiger, wenn meist die Kinder fragten, und der Lehrer antwortete.

Nun handelt es sich aber noch darum: kann der „Hauslehrer“, dessen Absicht zu antworten mir auf alle Fälle löblich erscheint, kann er uns zum Antworten anleiten? Ich sage: Ja. Ich darf wohl eine persönliche Erfahrung anführen.

Heute am 27. Januar hatte ich die Kaiserrede zu halten und zwar vor sechs- bis dreizehnjährigen Mädchen — das ist, wie mir viele Lehrer zugeben werden, nicht leicht. Was ich jetzt sagen will, sage ich — ich bitte, mir das zu glauben — nicht zu meinem Lob, sondern zu dem des „Hauslehrers“.

Ich erzählte den Kindern von dem, was der Kaiser für unser Vaterland will und was er für das Reich schon gethan hat. Sie folgten mit leuchtenden Augen und hatten, wie ich nachher aus ihren Gesprächen entnehmen konnte, Alles gut verstanden. Ich habe früher zu Kindern über so schwierige Dinge nicht so verständlich reden können und wunderte mich selbst über das Resultat. Aber ich wußte sehr wohl, wem ich es zu verdanken hatte, denn ich hatte den Stil der Kinder ziemlich genau getroffen auf Grund dessen, was ich vom „Hauslehrer“ gelernt habe. — An einfacheren Materien habe ich die Vorteile dieser Darstellungsform schon oft ausprobiert, Ottos Vorübungen zur Mathematik benutze ich fast regelmäßig. Mathematik ist gewiß kein leichtes Fach, so zeigt es sich hier ganz besonders deutlich, wie Otto es versteht, Gedanken, die dem Kinde fern liegen, seinem Begriffs- und Anschauungsvermögen nahe zu bringen. Man benutze z. B. einmal die Aufsätze über Peripherie- und Zentriwinkel und den Thalessatz in Nr. 48 und 49 des vorigen Jahrgangs. Aber das haben die Leser des „Nürnberger Trichters“ garnicht erfahren, daß solche Dinge auch und zwar regelmäßig im Hauslehrer stehn.

*) Das durften nun eigentlich unsre Leser nicht erfahren. Aber wahr ist es. Manchem unter unsern Mitarbeitern, der sehr lange Geduld haben muß, mag es ein Trost sein. D H

**) Das ist denn aber doch eine sehr starke Uebereinstimmung mit von Lüpke. D H

Ebensowenig erfahren sie von den allwöchentlich erscheinenden und sehr brauchbaren Präparationen zu Cäsars Bellum Gallicum, die, ohne als Eselsbrücke zu wirken (sie sind ganz und gar lateinisch abgefaßt), dem Schüler das Verständnis oder dem Lehrer die Arbeit bedeutend erleichtern.

Und von manchem Andern haben sie Nichts erfahren, weder von den Aufsätzen zur Hauskunde: über die Herstellung des Glases, der Ziegel usw.; noch über die Beispiele zum Anschauungs- (und Modellier-) Unterricht: der Apfel, die Pflaume; noch über die Studien zu den kindlichen Altersmundarten.

Die politischen Artikel des Hauslehrers: „Unsere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten“, „Venezuela“, „Marokko“ usw. finde ich selten brauchbar und lasse sie meist unbenutzt. Man mag sie aber auch ganz und gar verurteilen und hat doch nicht das Recht, über die ganze Zeitschrift den Stab zu brechen oder gar sie ins Lächerliche zu ziehen. Wenn der „Hauslehrer“ hier und dort den geistigen Verkehr der Erwachsenen mit den Kindern erleichtert, so hat er im Grunde geleistet, was er wollte und versprach, und verdient neben aller berechtigten Kritik doch auch Anerkennung und Zustimmung.

Zum Schluß: Beiträge zum Religionsunterricht, denen v. Lüpke anderthalb Spalten widmet, hat der Hauslehrer noch nie gebracht. Was ihn davon zurückhält, ist vermutlich die Scheu vor dem am schwersten zu Fassenden, deren Mangel ihm v. Lüpke vorwirft. Sollte er es einmal thun, so würden wir auch das mit Freuden begrüßen — als einen Vorschlag, eine mögliche Lösung. Denn endlich, wir Lehrer sind doch kein Sklavengeschlecht, das knechtisch nach Präparationsbüchern arbeitet. Dann könnte der Hauslehrer ein Verderben sein: aber welches Buch wäre dann kein Verderben? Vielmehr sind für den Lehrer und mehr noch für Vater und Mutter dergleichen Anweisungen Anerbieten, die man häufig ablehnt und zuweilen dankbar benutzt. Else Pfleiderer

Nachwort des Herausgebers. Es macht uns genau so viel Vergnügen, vorstehende Ausführungen zum Abdruck zu bringen, als wir dem Artikel von Lüpkes entgegengebracht haben. Zu jenem Artikel vor allem dies: um eine Rezension des „Hauslehrers“ hat es sich für den Verfasser gar nicht gehandelt. Er hat sich ja nur zur Hälfte seiner Erörterung mit dem Blatte und seinem Herausgeber beschäftigt. Ihm lag es am Herzen, auf eine Gefahr einer pädagogischen Richtung hinzuweisen, die in virtuosem Kleinmachen des Großen ihre Aufgabe findet. Sie ist ihm offenbar besonders zuwider geworden, wenn sie sich an religiösen Stoffen vergriff. Aber er erkannte einen ausgezeichneten Vertreter jener Richtung in Berthold Otto, und so richtete er seine Pfeile zunächst gegen diesen. Ich wiederhole: der Artikel war keine Rezension und wollte keine sein. Als solche wäre er ungerecht gewesen. Er war ein Kampfartikel, eine Satire. So sollte er wirken, und so hat er gewirkt.

Nun aber: warum soll an dem „Hauslehrer“ und an den Bestrebungen Berthold Ottos nicht auch Gutes sein? So sind wir dankbar, wenn die Vorrednerin um Verständnis für ihn wirbt. Wo er uns lehrt, inniger eingehn auf Kindesnatur und Kindesverlangen, wo er uns hilft, das Druck- und Angstsystem, das unter der Schulschablone noch immer so mächtig gedeiht, zu brechen, da wollen wir ihm gern folgen. Wenn er die Meisterschaft lehrt, lernfröhliche, nicht altkluge Kinder großzuziehen, soll er unser Meister auch sein. D H

Verschiedenes

Altes und Neues von Björnson. Es sei mir gestattet, vor den Lesern dieser Zeitschrift noch einmal auf „Ueber die Kraft“ zurückzukommen, nachdem mein Vortrag über den Gegenstand hier eine kurze und sympathische Besprechung erfahren hat. Den Anlaß zu diesen Zeilen giebt mir das Erleben einer Aufführung des herrlichen Werkes im neuen Frankfurter Schauspielhause. Schon früher habe ich den ersten Teil gesehen und zwar in unsrer Universitätsstadt auf primitiver Bühne, allerdings von einem vortrefflichen Ensemble von Kölner Schauspielern. Aber der Eindruck war ein ungleich größerer als in Frankfurt. Der Grund lag vor Allem in der Besetzung der Hauptrolle des Pfarrers Sang. Sollte man es für möglich halten, daß die Regie eines Theaters ersten Ranges dem Schauspieler gestattete, in einer geradezu unsympathischen Maske aufzutreten? Glattgescheitelt, semmelblond, glattrasiert und augenverdrehend, weichlich und sentimental — der Typus eines Pfaffen, wie er sich in den Köpfen der sozialdemokratischen Agitatoren malt. Ein wie geringes Durchdringen des geistigen Gehalts, eine wie oberflächliche Beschäftigung mit der Rolle setzt diese Auffassung voraus! Sonst war die Aufführung ausgezeichnet — und doch wollte bei mir die rechte Stimmung nicht aufkommen. Ich hatte das Gefühl: dies Stück paßt nicht in den Rahmen eines großen, glänzenden Theaters. Zum ersten Mal habe ich begriffen, warum so Viele nach einer Volksbühne rufen, zum ersten Mal verstanden, daß es Stücke giebt, die nur in einem Raume zur Wirkung kommen, der für alle Anwesenden etwas Geweihtes hat, und nicht in erster Linie Gesellschaftsraum, Unterhaltungssaal ist. Mir ist klar geworden, daß dies Werk nur verglichen werden darf mit den Tragödien der Griechen, die auf dem Hintergrund einer religiösen Festfeier, vor einem religiös begeisterten Publikum ihre Wirkung thaten. Zwischen Diner und Abendgesellschaft ist es verloren, die Konkurrenz mit Toiletten und Diamanten kann es nicht aushalten. Im Uebrigen habe ich von neuem den Eindruck gewonnen, daß wir es hier mit einem reinen Kunstwerk, keinem Tendenzstück zu thun haben. Meine Auffassung hat sich mir in allen Einzelheiten bestätigt. Vor Allem ist mir wieder aufgefallen, wie stark der Dichter die wirklich geschehenen Wunder betont hat; die hundertjährige Greisin, das erweckte Mädchen, der geheilte Lahme treten außerordentlich hervor. Das Eingreifen des Göttlichen in der wunderbaren Errettung vom Bergsturz, das Leuchten des Kreuzes an der Wand, das „Nichtalleinsein“ der Kranken bei ihrem Aufstehen vom Lager — das Alles zeigt so deutlich wie nur möglich, daß Björnson nicht die Tendenz hat, den Wunderglauben zu widerlegen. Er erweist sich als wirklicher Dichter, indem er sich ganz in die Menschen hineinlebt, die er darstellt und ganz auf ihre Voraussetzungen eingeht. Für sie und für den Pfarrer Sang sind die Wunder unzweifelhafte Wahrheit. Daß der Glaube Wunder erleben und Wunder thun kann, macht er mit unerhörter Kraft anschaulich und läßt es uns mit erleben. Aber er läßt uns auch mit fast körperlicher Deutlichkeit empfinden, wie dies himmelstürmende Glauben und Gottzwingenwollen zur Selbstzerstörung führt, weil es ein Leben „über die Kraft“ ist. Wie Goethe im „Werther“ die zerstörende Kraft der überwuchernden Empfindsamkeit dargestellt hat, so hat Björnson hier die religiöse Extravaganz in ihrer unheimlichen, lebenverzehrenden Glut geschildert. Man fragt immer wieder, ob denn solche Dinge möglich seien, man vermißt an ihnen die platte Alltagsrealistik, an die uns unsre modernen Dichter gewöhnt haben. Aber man verkennt dabei das Wesen dieses Dichters und das Wesen der dramatischen Poesie überhaupt, indem man das für sie wesentlichste Moment vergißt, nämlich die Phantasie. Man verlangt eine getreue Abbildung der Wirklichkeit; aber der Dichter, wenigstens der echte Dichter will etwas ganz Anderes geben. Er stellt sich vor, wie gewisse geistige Mächte sich bis zu ihrer äußersten Konsequenz ausleben und stellt diesen Prozeß mit innerer Folgerichtigkeit dar. Es kommt dabei schlechterdings nicht darauf an, ob das Dargestellte jemals so geschehen ist oder so geschehen konnte. Wie in der Sage oder im Märchen, oder in der Fabel oder im Gleichnis ein äußerster Fall dargestellt wird, der nie und nirgends so sich zuträgt und doch unmittelbar überzeugt, so erleben wir hier ein Phantasiespiel mit, das bei aller äußeren Unwahrscheinlichkeit das Gepräge der höchsten inneren Wahrheit an sich trägt. Daß unserm Geschlecht das Verständnis für diese Dinge so abhanden gekommen ist, ist ein Beweis dafür, wie fern der Mehrzahl unsrer Zeitgenossen die wirkliche Poesie liegt.

Wer sich die Bedeutung der Phantasie für Björnson klar machen will, der lese das herrliche „Fischermädchen“. In dieser unvergleichlichen Novelle, die man immer und immer wieder lesen muß, um ihren Gehalt ganz in sich aufzunehmen, wird geschildert, wie ein phantasiebegabtes Mädchen sich durch mancherlei Irrung und Gefahr zur Künstlerin durchringt. Von tiefster, persönlicher Erfahrung und von wahrhaft frommer Ehrfurcht vor dieser Gottesgabe, die nur schwachen Naturen zum Danaergeschenk wird, ist diese Dichtung eingegeben. Wer sie mit Verständnis liest, wird auch zu anderen Werken Björnsons den Schlüssel finden. Immer wieder aber wird man auf die Persönlichkeit des Dichters gelenkt, die in herzerquickender Frische und bezwingender Größe hinter Allem steht, was er geschaffen hat. Sie ist uns jetzt näher gerückt durch eine ungemein anziehende Biographie von Collin, von der der erste Band soeben erschienen ist (aus dem Norwegischen von C. Mjöen. München, A. Langen 1903. 4 Mk.) und die ich allen Verehrern des Dichters aufs wärmste empfehle. Sie ist mit sehr schönen Bildern ausgestattet und führt vortrefflich in das innerste Wesen dieser großen und reinen Natur ein. Es wäre mir ein schönes Bewußtsein, wenn es mir durch diese Zeilen gelungen wäre, den Einen oder Anderen zu erneuter Beschäftigung mit Björnson zu veranlassen. Jeder, der ihn wirklich kennt, wird ihn lieben und ihm für Erquickung und Erhebung des Herzens dankbar sein. Johannes Weiß

Geschichte der kirchlichen Kunst von Richard Bürkner. Freiburg, Paul Waetzel 1902. 480 S. 10, gebunden 12 Mk.

Superintendent Bürkner, der Sohn eines Dresdner Künstlers, hat mit allem Fleiß sich dem Studium der kirchlichen Kunst gewidmet. Er hat (Gotha 1892) eine Schrift über „Kirchenschmuck und Kirchengerät“ und (Göttingen 1899) einen „Grundriß des deutsch-evangelischen Kirchenbaus“, außerdem manch lehrreichen Aufsatz in der „Zeitschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst“ veröffentlicht. In dieser neuesten Schrift giebt er einen Ueberblick über die gesamte Entwicklung der kirchlichen Kunst. Sie zerfällt naturgemäß in drei Teile: das christliche Altertum (die Anfänge, die siegende Kirche, die byzantinische Kunst), das Mittelalter (das karolingisch-ottonische Zeitalter, der romanische Stil, die Gothik), die Neuzeit (die Renaissance in Italien, die Renaissance im Norden, die kirchliche Kunst im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, die kirchliche Kunst im neunzehnten Jahr-

hundert). Der Verfasser hat nicht die Absicht, mit dem bedeutenden Werke von Kraus, das leider wohl unvollendet bleiben wird, in Konkurrenz zu treten. Er bezeichnet bescheiden seine Schrift als eine „evangelische Ergänzung“ zu ihm. Und sie ist es im besten Sinne des Wortes. Bürkner beherrscht seinen Stoff vollkommen. Er verwendet eine reiche Fülle des Wissens mit voller Freiheit. Viele der von ihm beschriebenen Kunstwerke hat er selbst gesehen, und in ihrem Anblicke hat er warm und innig mit den Künstlern und ihrer Zeit empfunden. Vor seiner Seele steht ein Gesamtbild der Geschichte der kirchlichen Kunst, das er in stets frischer und lebendiger Sprache beschreibt. Er ist tief eingedrungen in den religiösen Geist der einzelnen Perioden des christlichen Lebens und erklärt aus ihm die Schöpfungen der kirchlichen Kunst, ihren Inhalt und ihre Formensprache. Immer weiß er die charakteristischen Beispiele auszuwählen; nie ermüdet er den Leser durch zu umfängliches Detail. Das Gesamtbild, das er selbst in seiner Seele trägt, entsteht auch in der des Lesers. So erreicht er unwillkürlich den doppelten Zweck, den Anfänger in die Kenntnis des unendlich wertvollen Gebietes einzuführen und den Kenner zu freierer Beherrschung des umfassenden Stoffes zu befähigen. Man legt das Buch mit dem Gedanken aus der Hand: die Gegenwart hat von der ganzen Vergangenheit zu lernen, aber keine der Stufen ihrer Entfaltung zu kopieren; wir haben ein Neues zu suchen. Es ist die Signatur eines rechten Geschichtswerkes, daß es diese Erkenntnis erweckt. Anziehend beschreibt Bürkner, wie der schöpferische Geist des Christentums zunächst in der Basilika seinen Ausdruck findet und bald in der Hagia Sophia, antike und orientalische Elemente sich dienstbar machend, ein Kunstwerk schafft, das alle bisherige Kunst übertrifft. Besondere Liebe wendet er dem romanischen Stile zu, dem treffenden Ausdruck der Zeit, in der Kaisertum und Papsttum zum Segen für unser Volk einander temperierten und der germanische Geist seinen Lebensreichtum entfaltete, der auch die Gothik über die französische Einseitigkeit erhob. Er zeigt, wie die römische Kirche die Renaissance pflegte und doch ihr innerlich fremd blieb, die Jesuiten aber sie und selbst protestantische Gedanken in ihren Dienst stellten. Bürkners Schilderung der größten Künstler, namentlich Michelangelos, Dürers und Rembrandts, gehört zum Besten, das über sie gesagt worden ist. Möge denn sein Buch, das der Verleger vortrefflich ausgestattet und das der Verfasser da, wo es das Verständnis erfordert, mit von ihm selbst entworfenen Zeichnungen geschmückt hat, recht viele Leser finden. Niemand wird es ohne Belehrung aus der Hand legen.

Bei diesem Anlaß sei es mir gestattet, mit zwei Worten auf einen erfreulichen Fortschritt im evangelischen Kirchenbau hinzuweisen. In Nr. 23 des Evangelischen Gemeindeblattes für Rheinland und Westfalen v. J. 1902 berichtet Pastor Kühnen über die nunmehr vollendete Pauluskirche in Krefeld. In ihr ist u. A. zum ersten Male der fruchtbare Gedanke Spittas verwirklicht worden, die Orgel und den Sängerchor der Gemeinde näher zu bringen. Beide finden Platz auf einem Podium, das sich nur 1,50 Meter über den Kirchenfußboden erhebt. Vor ihm sind Altar und Kanzel aufgestellt. Der Prediger steht höher als der Sängerchor, der aus freiwilligen Sängern (Männern und Frauen) gebildet ist und auf dem Podium die Kanzel im Halbkreis umgiebt. Der Wechselgesang der beiden Teile der Gemeinde, die sich gegenseitig erbauen, ist immer tief ergreifend gewesen. Und Niemand hat ein Verlangen darnach, den Anblick eines andächtigen Teiles der Gemeinde durch tote Altarbilder zu ersetzen. Der Erfolg dieses ersten Versuches war ein so vollkommener, daß man sofort beschlossen hat, die zweite geplante Kirche ganz in derselben Weise zu erbauen, bei der auch ein wirksames Rundfenster über der Orgel anzubringen ist. Ich freue mich, daß Spitta hier doch einmal für seine Mühen geerntet hat. Leider ist es noch selten, daß die evangelische Kirche sich entschließt, zu schaffen, wozu sie die Kraft in sich trägt.

Sulze

Neue Gesangbuchkunst. Einen Grüß von der neuen Gesangbuchkunst, mit der die kleine elsässische Ausgabe von 1902 geschmückt worden ist, haben unsre Leser in Nr. 44 d. v. J. erhalten. Inzwischen ist also das Buch fertig geworden. Gesehen haben wirs in seiner Vollendung leider noch nicht. Aber einen schönen Ersatz dafür und zugleich etwas für sich Wertvolles bietet uns das Schriftchen: Druck und Schmuck des neuen evangelischen Gesangbuches für Elsaß-Lothringen. Von Johannes Ficker. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1903. 54 S. 1,20 Mk. Es ist eine vollkommene Einführung in Sinn und Wert der gesamten äußern Ausstattung des Buches: über Alles bis auf die Typen des Drucks und die Ornamente der Einbände wird Bescheid gegeben. Das Büchlein näher beschreiben hieße eine Beschreibung beschreiben, darum nur dies noch, daß es selber ein Meisterwerk des Drucks und der Ausstattung ist. Alles, was man an Kunst in dem Gesangbuch findet, wird auch hier probeweise vorgeführt; dazu ist das Ganze in prachtvollen Typen gedruckt, wie sie bei einer Taschenausgabe nicht angewendet werden konnten. Möge so das feine Büchlein Fickers ein Bahnbrecher des Gesangbuchs selber werden, daß dieses sich in alle deutsch-evangelischen Häuser verbreite, in denen man Geschmack hat oder sich nach Geschmack sehnt. Möge es Scham und Eifersucht wecken bei allen Instanzen sonst, die an der Herausgabe evangelischer Gesangbücher mitbeteiligt sind, daß sie nicht anders können, als nachahmen und wetteifern! Wir brauchen kaum zu sagen, daß dieses kleine „Evangelische Gesangbuch für Elsaß-Lothringen“ ein vortreffliches Konfirmationsgeschenk bedeutet, auch neben den heimatlichen Gesangbüchern, die doch oft ein Lieblingsbuch gar nicht werden können. Die Preise bewegen sich zwischen 2,25 und 30 (dreißig) Mk. Ungebunden 2,10 Mk. Den Vertrieb hat die Buchhandlung Heitz und Mündel in Straßburg übernommen; nur die 30 Mk.-Ausgabe muß man direkt von der Straßburger Pastoral-Konferenz (Präsident D. Gerold) beziehen. Diese versendet wohl auch ein Verzeichnis der sämtlichen elf! verschiedenen Ausgaben.

R

John Ruskin und die Freude. Von Hans Weichelt. Verlag von F. Otto König, Zschopau i. S. 1902. 43 S. 80 Pfg.

Thomas Carlyle, Emerson, Robertson möchte Weichelt als Vierten im Bunde John Ruskin gesellen. Die mitgeteilten Proben aus Ruskins Werken geben ein schönes Zeugnis für die Gründlichkeit und den Freimut seines Helden. Statt vieler Beispiele möchte ich das eine Wort zitieren: „Darum fühlt sich Mancher in seiner Bibliothek unendlich wohler, als im Gesellschaftssaal. Zudem bin ich in meiner Bibliothek stets in einer Gesellschaft, die meinem Geschmack entspricht. Ich brauche dieser Gesellschaft keine Komplimente zu sagen, die der Sprechende ebensowenig glaubt, wie der Angesprochene von ihrer Aufrichtigkeit um so fester überzeugt ist, je häufiger er sie hört, je massiver sie sind. Ich kann sagen: jetzt sprich, und ebenso: sei still. Ich kann Alles, was sie sagen, als ihre Ueberzeugung hinnehmen und verstehe ich Etwas nicht, so fordere ich sie auf: sage das noch einmal. Und diese Gesellschaft hat vor allem einen Vorzug: man langweilt sich nie in ihr.“

Heinrich Reuß

Kleine Mitteilungen. Vor Schluß des Blattes erhalten wir die Nachricht, daß Herr Heinrich Stoevesandt in Bremen, der Verfasser des Artikels „Mit Gunst“ in heutiger Nummer, am 27. v. M. entschlafen ist. Wie thut es uns leid, daß er auf seinem Krankenlager nicht noch die Genugthuung hatte, seine Worte gedruckt zu sehen! So giebt nun der Artikel beredtes Zeugnis von den Anschauungen und Ueberzeugungen, denen er in seinem kaufmännischen Berufe gelebt hat.

Die Leser des Dreydorffschen Aufsatzes in dieser Nummer dürfte die Rektoratsrede des jetzigen Universitätsprorektors von Erlangen, Professor Karl Müller, interessieren: Ueber religiöse Toleranz. Zu finden in der wissenschaftlichen Beilage zur (Münchener) Allgemeinen Zeitung Nr. 1 und 2 d. J.

Die zu erwartende Aufhebung des Jesuitengesetzes vom 4. Juli 1872 hat begonnen. Reichskanzler von Bülow hat am 3. Februar im Reichstage erklärt, daß die preußischen Stimmen im Bundesrate für die Aufhebung des § 2 in die Wagschale fallen werden; damit ist das Schicksal zunächst dieses Paragraphen entschieden. Denn für den Wegfall dieser Bestimmung hat sich bereits am 2. April 1897 der Reichstag auf konservativ-freisinnigen Antrag hin mit überwältigender Mehrheit entschieden (dagegen stimmten nur die Reichspartei und einige Konservative), während ein Antrag des Zentrums auf Beseitigung des ganzen Gesetzes gegen den Widerspruch der Konservativen, der Nationalliberalen und einiger Freisinnigen nur eine geringe Mehrheit erzielte. Heute würde auch dafür eine viel größere Mehrheit zu haben sein. Der § 2, der zunächst in Betracht kommt, lautet: Die Angehörigen des Ordens der Gesellschaft Jesu oder der ihm verwandten Orden oder ordensähnlichen Kongregationen können, wenn sie Ausländer sind, aus dem Bundesgebiet ausgewiesen werden; wenn sie Inländer sind, kann ihnen der Aufenthalt an bestimmten Bezirken oder Orten versagt oder angewiesen werden.“ Ueber den Wert gerade dieser Bestimmung gehen die Ansichten der Politiker weit auseinander. Für die einen ist es „der praktisch allein wichtige Paragraph“ des Gesetzes, für die andern entspricht seine Abschaffung nur einer Praxis, die in den letzten Jahren bereits geübt worden ist. Dem sei, wie ihm sei: Niemand wird sich verbergen, daß die Ankündigung Bülows nur den Beginn der Abbröckelung des ganzen Gesetzes bedeutet. Vom Reichstag ist nach dem schon Gesagten kein Aufhalten zu erwarten. Und die Regierung? Sie braucht noch Jahre lang das Zentrum zur Durchführung ihrer Weltpolitik, zur Ermöglichung ihrer Schiffsbauten u. s. w. Wie soll sie einen vom Zentrum so fest verfolgten Wunsch auf die Dauer unerfüllt lassen? Ob heute der § 2 eine unmittelbare Gegengabe für Freundschaftsdienste beim Zolltarif sein soll, ist gegenüber der großen Gesamtlage vollkommen gleichgiltig. Das Zentrum ist für die Regierung heute unentbehrlich, und es ist für sie nur zu haben um den Preis andauernder und immer neuer Zugeständnisse auf dem kirchlichen Gebiet. — Es steht also heute im deutschen Reich kirchenpolitisch für die Katholiken so günstig wie möglich. Daß die Protestanten darüber unruhig werden, ist kein Wunder. Und wenn der Jesuit auf sie wirkt wie das rote Tuch, so erklärt das die Geschichte des Jesuitenordens. Die Antwort des deutschen Protestantismus auf den Abbruch des Jesuitengesetzes muß aber eine doppelte sein: bewußte Zusammenfassung all seiner Kräfte im Innern und planvolle, opferfreudige Stärkung seiner Diaspora. Im übrigen, wie wir schon vor Jahren erklärt haben: die evangelische Kirche als solche hat von den Jesuiten wenig zu fürchten, der vermehrte konfessionelle Gegensatz nützt ihr sogar. Uebler steht es um unsern Staat und seine Gesamtinteressen im Innern, insbesondere ist seine Schule gefährdet. Man kann nicht wissen, wie viel von den geistigen Errungenschaften, an denen wollend oder nicht auch unsere Katholiken Anteil haben, der Staat im Reich und in Preußen preiszugeben entschlossen oder fähig ist, um gewisse rein politische Zwecke mit Hilfe des Zentrums zu erreichen.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

NB. Durch ein bedauerliches Versehen sind in voriger Nummer Versammlungsanzeigen für Hannover und Magdeburg **vom Jahr 1902** wieder zum Abdruck gekommen.

Dresden. Mittwoch 25. Februar 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2, I. Stock: Die Auferstehung Jesu.

Hamburg. Montag 2. März 8 Uhr Restaurant Tucherhaus Jungfernstieg 39/40: Luther als Führer zur Neuzeit (Arnold Köster).

Leipzig. Donnerstag 12. Februar 8 Uhr bei Kitzing u. Helbig: „Auffassung und Gestaltung der Kindertaufe“ (Joh. Herz).

Magdeburg. Mittwoch 25. Februar 4 Uhr Stadtmissionshaus, Hasselbachstr. 1: Bonus, Religion als Schöpfung, Entstehung der Religion S. 15—24.

Hauslehrer für 1. April auf Schloß Württembergs zu 2 Kindern, Knabe 12, Mädchen 13 Jahre alt, gesucht. Off. nebst. Referenzen erbeten an die Expedition des Blattes unter **P. W. 100.**

Ordinierter Hilfsprediger, der das Oberlehrerexamen machen will, sucht Stellung in oder nahe bei einer Universitätsstadt. Offerten sub. **H. 6** an die Geschäftsstelle.

Zur Führung des Haushaltes bei einem Wittwer mit Kindern wird ein gebildetes Fräulein von 25 bis 35 Jahren aus Norddeutschland, evangelischer Konfession, auf Mitte März oder 1. April gesucht. Bedingungen: Selbstkochen unter Hilfe eines Dienstboten. Etwas Sprachkenntnis und eventuell auch Fähigkeit zur Erteilung des Anfangsunterrichts im Klavierspielen. Offerten nebst Photographie und Referenzen unter **F. K. 4081** an **Rudolf Mosse, Karlsruhe i. B.** erbeten.

Pfarrer, der noch für einige Semester zur Universität gehen und sich wenigstens einen Teil des Unterhalts selbst verdienen möchte, **sucht** zu diesem Zweck **Beschäftigung mit litterarischen Arbeiten,** (Aufsätze, Hilfe bei wissenschaftlichen Arbeiten, Exzerpten, Referaten, Zusammenstellungen u. a.). Gewissenhafteste Erledigung der Aufträge. Wenn gewünscht, Einsendung einer Probearbeit. Angebote unter „Semester 1903“ an die Expedition dieses Blattes.

Der religiöse Mensch und die moderne Geistesentwickelung

8 Vorträge von **Gertrud Prellwitz**

1. Der Wiederspruch zwischen Alt und Neu. — 2. „Es giebt nur Eins: Natur!“ Giebt es einen Gott? — 3. Ist die Welt vollkommen oder unvollkommen? — 4. Die sittlichen Probleme der Zeit. („Uebermenschentum“ und „freie Liebe“) — 5. Unsere Religion. — 6. Die Gestalt Jesu in geschichtlicher Beleuchtung. — 7. Was bedeutet uns modernen Menschen die Gestalt Jesu? — 8. Die religiöse Aufgabe unserer Zeit.

Berlin, Saal des Architektenhauses, Wilhelmstr. 92/93, Abends $8^1/_4$ Uhr
den 18. und 26. Februar, 3., 12, 21., 27., 31. März und 7. April.

Karten bei **Franz Grunert, Markgrafenstr. 59** und **Kurfürstenstr. 75** und an der **Abendkasse.**

Dresden, Meinholds Säle, Moritzstr. 10, Abends $8^1/_4$ Uhr
den 20. und 27. Februar, 5., 13., 20., 26. März, 2. und 8. April.

Karten in der **Tittmannschen Buchhandlung, Pragerstr. 19** und an der **Abendkasse.**

Eintritt 1 M. und 1.50 M. Cyclus 6 M. und 9 M.

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

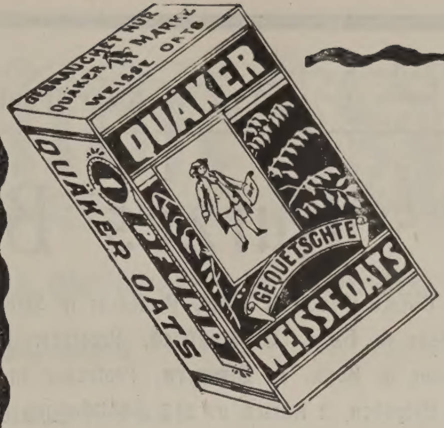
62. Jahrgang 1903

Wöchentlich ein Heft von 56 Seiten in Lexikonoktav

Vierteljährlich 6 Mark; das einzelne Heft 50 Pfg.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Inhalt der Nummer 6 vom 5. Februar 1903:
Die orientalische Frage und die Verteidigung Konstantinopels. — Katheder und Kanzel im preussischen Protestantismus. Von einem Berliner Nichttheologen — Galizien (Schluss) — Eine Inselreise durch das griechische Meer. Von Friedrich Seiler. 3. Von Paros bis Thera. — Die Kunst des Tanzes — Feuer! Erinnerung aus dem russischen Polizeileben von Alexander Andreas (Fortsetzung) — Massgebliches und Unmassgebliches: Der Reichskanzler — Die Affaire Jastrow.



Dieses ist die einzige Quaker Oats Packung. Alles andere, somit ausgewogene Waare ist Nachahmung.

Versuchen Sie Quaker Oats Brei. Das Rezept „für den Frühstückstisch“ steht auf jedem Packet.

Quaker Oats

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch zu Tagespreisen, d. h. 5 Pfennig über den Hamburger **Großhandelspreis** für feinste Butter,

laufende Woche 113 Pfennig

Bei regelmäßiger Abnahme das ganze Jahr 120 Pf. Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Chr. Hohnhold, Bremen Cig.-Fabrik

offeriert seine **vorzüglichen Cigarren.** Spezialität: feine, **milde, gut bekömmliche,** wenig Nicotin enthaltende Cigarren. Billige Preise, Franco-Lieferung von 500 Stück an. Preisliste auf Wunsch gratis.

Ronnefeldt's Thee

aromatisch und preiswerth, allgemein beliebt.
Proben der 4 Hauptsorten Mk. 1.—. Sendungen v. Mk. 10 franco.
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Zimmersche Anstalten.

Prof. D. Dr. Zimmer — Berlin-Zehlendorf

I. **Ev. Töchterheime,** wissenschaftliche Pensionate mit hauswirtschaftlicher oder pädagogischer Fachausbildung in Cassel, Wilhelmshöhe, Graz. [in Bonn.

II. **Ev. Lehrerinnenseminar** mit Internat

III. **Heilerziehungsheim,** Pensionat für nervöse j. Mädchen (Erziehung, Unterricht, fachärztliche Aufsicht) in Berlin-Zehlendorf.

IV. **Krampfkrankenheim Weisses Haus** für epileptische ꝛc. Frauen u. Kinder (Kur, Pflege und Erziehung) in Berlin-Zehlendorf.

V. **Sanatorium Heimathaus** für weibliche Nervenleidende in Berlin-Zehlendorf.

PIANOS von M 350.— an.
Harmoniums von M 80.— an.

Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete **Illustr. Kataloge gratis-frko.**

Wilh. Rudolph, Giessen.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Kurzes Bibelwörterbuch

Unter Mitarbeit von **G. Beer**, Professor in Strassburg, **H. J. Holtzmann**, Professor in Strassburg, **E. Kautzsch**, Professor in Halle, **C. Siegfried**, Professor in Jena, † **A. Socin**, Professor in Leipzig, **A. Wiedemann**, Professor in Bonn, **H. Zimmern**, Professor in Leipzig, herausgegeben von **H. Guthe**, Professor in Leipzig. Mit 4 Beigaben, 2 Karten u. 215 Abbildungen im Text. Lex. 8. **1903**. M. 10.50. In Halbfranz geb. M. 12.80

Aus Kritiken:

Nach zehnjähriger sorgfältiger Vorbereitung ein reifes Werk, ein Extrakt der ganzen bezüglichen Arbeit der Wissenschaft, in einer — oft fast zu sehr — gedrängten Kürze von unermesslichem Inhaltsreichtum in präzisester Fassung, mit allen litterarischen Nachweisen und vollgenügender authentischer Illustration versehen, ein Buch, auf welches die deutsche Wissenschaft stolz sein kann, welches wir uns auf Redaktionstischen wie in der Bibliothek des Juristen und Philologen so gut wie des Theologen denken möchten. Die sämtlichen Fragen der biblischen Geographie und Naturgeschichte, Archäologie und Geschichte, der Abfassung und des Inhalts der biblischen Bücher, also der Litteraturgeschichte, alles was zum Verständnis der Zeit- und Ortsverhältnisse der biblischen Personen gehört, ist in diesem Werke deutschen Gelehrtenfleisses befasst und nur die Lehrentwicklung (biblische Theologie) mit Bedacht ausgeschlossen. In der Zeit der Delitzsch-Vorträge wird die Aegyptologie und Assyriologie (Zimmern und Wiedemann) besonders willkommen sein. Die einheitliche Richtung aller Beiträge ist diejenige strenger, aber besonnener Wissenschaftlichkeit, welche zwischen Gewissem, Wahrscheinlichem und Zweifelhaftem unterscheidet. So wird dasselbe Werk allen, die gründliche Orientierung verlangen, die dankenswertesten Dienste leisten und lässt bei keiner Frage im Stich. Die Ausstattung ist eine ausgezeichnete und ganz in den Dienst der praktischen Brauchbarkeit gestellt. Die vier „Beigaben“ bestehen in drei chronologischen und einer synoptischen Tabelle. Die erste Karte giebt Jerusalem, die zweite das Gebiet vom Nil bis zum Tigris. Nichts steht der Erfüllung des Schlusswunsches des Vorwortes im Wege, dass das Werk „geeignet sei, das Verständnis der Bibel zu fördern, soweit die jetzigen Hülfsmittel der Wissenschaft es vermögen.“

Litterarische Rundschau für das evangel. Deutschland.
Beilage zur „Kirchlichen Korrespondenz“.
XII. Nr. 2. Februar 1903.

„Ein auf der Höhe des jetzigen Standes der Wissenschaft stehendes Bibellexikon, das . . . . den gewaltigen Stoff klar und übersichtlich behandelt und bewältigt. Bei präziser und knapper Sprache in der Form wird hier eine Fülle von Wissen dargeboten, die es ermöglicht, über jeden Gegenstand und Begriff der Bibel sofort alles Erforderliche aus dem Munde eines kundigen und hervorragenden Fachmannes zu erfahren. Der Text ist erläutert durch eine grosse Zahl von Abbildungen und namentlich detaillierter Karten und Städtepläne, die sämtlich nicht nur als Bilderschmuck, sondern als wissenschaftliches Material angesehen sein wollen und den Wert des Buches wesentlich erhöhen.“

Evang. Gemeindebote aus Köln. 1902. Nr. 49.

„Eine mühsame Arbeit, von der nicht zuletzt anerkannt werden muss, dass es dem Verfasser und seinen Mitarbeitern bei entsagungsvoller Selbstbeschränkung gelungen ist, sie trotz aller wünschenswerten Ausführlichkeit in einem gewissen Rahmen zu halten. Was sodann auf den ersten Blick in die Augen fällt, das ist die verhältnismässig reichliche Ausstattung des Werkes mit Bildern. Auch hierin liegt ein Vorzug. Die Bilder stehen in enger Beziehung zum Text und lassen sich vorzüglich für das Verständnis der Bibel verwerten, das durch Anschaulichkeit nur gewinnen kann. Aus dem Plan des Werks ist noch hervorzuheben, dass aus Raumrücksichten ausgeschlossen werden musste, was rein biblisch-theologischen Inhalts ist; ausgeschieden sind auch solche Stichwörter, über die sich nichts sagen lässt als eine Umschreibung des Zusammenhangs, in dem sie vorkommen. Aber auch in dieser Beschränkung enthält das Buch eine Fülle fleissiger Arbeit, wertvoller Studien, deren Ergebnisse für die Wissenschaft unentbehrlich, für den Gebrauch des Laien sehr willkommen sind.“

Schwäbischer Merkur. 1902. Nr. 554.

„Soviel wir nach den vorgenommenen Stichproben urteilen können, entspricht das Buch durchaus jedem berechtigten Anspruch, den man irgend stellen kann; dass die Angaben zuverlässig sind, dass namentlich die allerneuesten Entdeckungen (Funde von Tell-Amarna, von Babel, Susa u. s. w.) berücksichtigt sind, dafür bürgen schon allein die Namen der Verfasser. Die Illustrationen sind trefflich. Das ganze Werk verdient warme Empfehlung.“

Evangelisches Gemeindeblatt
für das Herzogtum Braunschweig. 1902. Nr. 49.

„Ueber den vollen Wert eines Werkes, wie des vorliegenden, kann man erst nach längerem Gebrauch entscheiden. Für heute will ich mich denn auch begnügen, den Eindruck wiederzugeben, den ich auf Grund zahlreicher Stichproben davon gewonnen habe. Dieser Eindruck ist ein vorzüglicher. . . . . . Das Buch bietet eine Fülle von Material in knapper Verarbeitung. Die Bilder sind gut und kommen ihrem Zweck, der Veranschaulichung zu dienen, trefflich nach. . . . . .

Kirchenblatt für die reformierte Schweiz. 1902. Nr. 50.

„Und so kann denn das Wörterbuch, ein Denkmal selbstlosen Gelehrtenfleisses, allen Evangelischen bestens als ein zuverlässiges Orientierungsmittel über das Buch der Bücher empfohlen werden!

Literarische Beilage der Strassburger Zeitung.
1902. Nr. 282.

„Dieses Wörterbuch zur Bibel erscheint gerade rechtzeitig um die theologische Geschenklitteratur aufs Beste zu bereichern. . . . . . Die Artikel sind knapp und klar abgefasst. Ueber jeden Namen, über jeden Ort und über jede Einrichtung findet man eine treffliche Orientierung. 2 Karten und 215 Abbildungen im Text dienen der Veranschaulichung. Wertvoll sind besonders die kleinen Karten und die Pläne der Städte. Die Stichprobe ist ein wahrer Genuss. Der Preis ist im Verhältnis zum Inhalt und zum Umfang des Buches (es zählt 768 Seiten) äusserst bescheiden. Zum Geschenk an Studenten und Pastoren sei das Werk warm empfohlen.

Evangelisch-prot. Kirchenbote f. Elsass-Lothringen.
1902. Nr. 51.

„Für die vortrefflichen Abbildungen sind die der neuesten Funde verwertet. Wem Schenkels (1869) Bibel-Lexikon zu alt und das Calwer zu erbaulich, der greife getrost nach Guthes Meisterwerk; es ist für Studenten, besonders solche, die zum Examen sich rüsten, wie für Geistliche im Amt zum Nachschlagen ausserordentlich geeignet; die biblischen Gestalten treten uns in ihrer einfachen Menschlichkeit wahrheitsgetreu vor Augen. . . . . .

Kartell-Zeitung des Eisenacher Kartells
akademisch-theologischer Vereine. XIII. Jahrg. Nr. 2.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg